

## Die Legitimierung des modernen Antisemitismus



**Walter Boehlich, Nicolas Berg (Hrsg.)**

*Der Berliner Antisemitismusstreit*

Eine Textsammlung von Walter Boehlich,  
neu herausgegeben und eingeleitet von  
Nicolas Berg

Berlin: Jüdischer Verlag, 2023, 544 S., € 28,—

Die Jahre 1879/80 gelten als bedeutende Wegmarke des modernen, rassistisch argumentierenden Antisemitismus. Der Berliner Historiker Heinrich von Treitschke, ein meinungsstarker Vertreter des borussianisch-deutschen Nationalismus, hatte im November 1879 mit dem Essay *Unsere Aussichten* eine politische Bombe mit Langzeitwirkung gezündet. Angesichts eines »Gefühls der Unsicherheit« (S. 66) im Land konstatierte er ein »Erwachen des Volksgewissens« (S. 67), das sich gegen den politischen Liberalismus und die Versprechen der Aufklärung wende und eine neue christliche Sittlichkeit fordere. Diese neue Volksmoral richte sich mit guten Gründen gegen den Zuzug von angeblich wesensfremden »Ostjuden« wie auch gegen die jüdische Emanzipation insgesamt. Treitschkes Argumentation lief auf die von ihm zustimmend zitierte Parole hinaus, die ihn überleben sollte: »Die Juden sind unser Unglück!«

Während Antisemiten über diesen Dambruch jubelten, reagierten besonders assimilierte Juden in Deutschland entsetzt. Sie fühlten sich in ihrer Vaterlandsliebe verraten und befürchteten einen Rückfall in den Rassenhass früherer Jahrhunderte. Schmerzlich wurde ihnen deutlich, dass die optimistische Fortschrittserzählung des 19. Jahrhunderts, die die rechtliche und politische Gleichstellung der deutschen Juden als konstitutives Wesensmerkmal moderner deutscher Staatlichkeit begriff, keinesfalls alternativlos war.

Diese politisch-intellektuelle Auseinandersetzung ist heute als Berliner Antisemitismusstreit bekannt. Die Wortprägung geht zurück auf den Lektor und Intellektuellen Walter Boehlich, der 1965 erstmals zentrale Quellen der Debatte unter diesem Titel veröffentlichte. Der Historiker Nicolas Berg hat nun eine erweiterte Neuauflage dieses wichtigen Buchs vorgelegt. Sie ist eine Hommage an den engagierten Intellektuellen Boehlich und seine Aufklärungsbemühungen in der frühen Bundesrepublik, versteht sich aber auch als Intervention im politischen Meinungskampf der Gegenwart. Anders als eine bereits 2003/04 von Karsten Krieger besorgte Ausgabe, die auf eine wissenschaftlich interessierte Leserschaft zielte, hat Berg ein breiteres Publikum im Blick. Seine Einleitung kann für

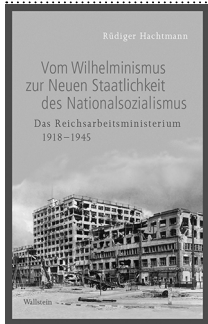
sich genommen als derzeit beste Überblicksdarstellung des Berliner Antisemitismusstreits dienen.

Die Quellentexte vermitteln tiefe Einblicke in die Dynamik und Schärfe der Debatte. Mutige Kritik kam etwa von den deutsch-jüdischen Historikern Heinrich Graetz und Harry Breßlau sowie dem Völkerpsychologen Moritz Lazarus. Ihre Äußerungen verdeutlichen die existenzielle Wucht der Angriffe, die sie persönlich als Deutsche und als Staatsbürger tief verletzt hatten. Eine öffentliche Erklärung von liberal gesinnten Berliner Bürgern vom November 1880 hob vor allem die politische Gefährlichkeit des neu entfachten Antisemitismus hervor. Noch sei allerdings Zeit, so hieß es, die »künstlich angefachte Leidenschaft der Menge« (S. 365) zu brechen. In privaten Schreiben ging es deutlicher zur Sache. So warf der Rechtswissenschaftler Levin Goldschmidt Treitschke vor, sein Aufruf habe zu »unglaublicher Bestialität, Verlogenheit und Unwissenheit in der sogenannten Judenfrage« (S. 451) geführt. Privat konnte er auch schreiben, was in anderen Äußerungen aus taktischen Gründen unterblieb: »Ich akzeptiere nicht Ihren christlich-germanischen Staat, da wir kein rein germanisches Volk sind und das Christentum nicht Staatsreligion sein kann« (S. 453). Deutlich wird an vielen Beiträgen, wie schwer es für die Treitschke-Gegner war, eine geeignete Form der Auseinandersetzung zu finden. Um wirksam zu werden, mussten die Repliken die Öffentlichkeit erreichen, ohne der Gegenseite schon durch die Prominenz und den Ort der Reaktion einen Bedeutungs- und Raumgewinn zu verschaffen und sie damit unfreiwillig aufzuwerten.

Es ist unmittelbar einsichtig, dass die antisemitischen Angriffe von 1879/80 kategorial verschieden sind von den nationalsozialistischen Verbrechen ein halbes Jahrhundert später, die nicht mehr auf Ausgrenzung, sondern auf die physische Vernichtung der europäischen Juden als »Rasse« zielten. Von aktueller Relevanz ist die Neuauflage in vielerlei Hinsicht. Sie macht unter anderem deutlich, wie schwer sich damals die Verteidiger einer auf Anerkennung von Differenzen bestehenden liberalen Ordnung taten. Es fehlte ihnen nicht an Argumenten für die Verankerung von rechtlicher und politischer Gleichberechtigung, doch die bewusste Grenzüberschreitung Treitschkes, die dem »Radauantisemitismus« nun auch bei den Gebildeten und Mächtigen Legitimation verschaffte, war damit nicht ungeschehen zu machen, gerade weil sie sich nicht als Diskursverengung, sondern als gegen die vermeintlichen Eliten gerichtete Befreiung von angeblichen Sprach- und Denktabus ausgab. Das Problem des politischen Liberalismus, sich gegen solche Angriffe zu verteidigen, ohne die eigenen Grundlagen preiszugeben, ist heute aktueller denn je.

Daniel Siemens  
Newcastle upon Tyne

## Die NS-Arbeitspolitik im Kontext



### Rüdiger Hachtmann

*Vom Wilhelminismus zur Neuen Staatlichkeit des Nationalsozialismus.*

*Das Reichsarbeitsministerium 1918–1945*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2023, 2 Bde., 1.512 S., € 84,–

Im Jahr 2024 umfasst der Etat des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales mehr

als ein Drittel des Bundeshaushalts. Damit entfällt der mit Abstand größte Haushaltsposten der Bundesrepublik auf eine Einrichtung, welche es ohne die Novemberrevolution 1918/19 kaum gegeben hätte: »Ohne Revolution kein Arbeitsministerium« (S. 125). Doch entgegen der möglichen Erwartung, dass die Beamten des Reichsarbeitsministeriums nach seiner Gründung am 21. März 1919 revolutionär oder sozialdemokratisch gesinnt gewesen seien, beschreibt Rüdiger Hachtmann in seiner zweibändigen Studie, wie ausgehend von seinem Vorgänger, dem Reichsarbeitsamt, das Reichsarbeitsministerium in der Weimarer Republik und der Zeit des Nationalsozialismus bis zu seiner Rekonstitution in der Bundesrepublik stets von einer »wilhelminischen Grundierung« (S. 37) dominiert wurde. Nur vor dieser erschließen sich die Worte des ehemaligen Bundesarbeitsministers Hans Katzer, dass »Beamte und Angestellte [...] auch in der nationalsozialistischen Zeit ihre Pflicht nach überkommener Tradition erfüllen« (S. 19). Zu dieser Grundierung zählt Hachtmann unter anderem ein doppeltes Staatsverständnis, den Hang zu radikalem Nationalismus und Obrigkeitsstaat sowie eine militärische Haltung. Die »überkommene Tradition« konditionierte die Mitarbeiter des Reichsarbeitsministeriums, so Hachtmanns Schlussfolgerung, nicht zu einer vermeintlichen kritischen Distanz, sondern zum »aktiven ›Mitmachen‹ im NS-Regime« (S. 1.315). Zwar wirkte das Ministerium nicht zwingend auf eine NS-Sozialutopie hin. Dafür war es kurzfristiger und pragmatischer an der Aufrüstungs- und Kriegspolitik ausgerichtet und vor allem darauf, diese finanzierbar zu gestalten, indem es die Lohnkosten drückte. Damit spricht Hachtmann dem Reichsarbeitsministerium und seinen teilweise auch nach 1945 tätigen Beamten deutlich mehr Verantwortung für die NS-Politik zu, als diese selbst auf sich nahmen. Die Widerlegung von Mythen über die Arbeitspolitik im Nationalsozialismus, die Hachtmann noch in den 1980er Jahren wirken sieht (S. 1.324 f.), gehört klar zu den Zielen der umfangreichen Studie.

Die beiden Bände schließen die Reihe zur Geschichte des Reichsarbeitsministeriums im Nationalsozialismus ab, beinhalten aber weit mehr als eine reine Institutionengeschichte. Hachtmann

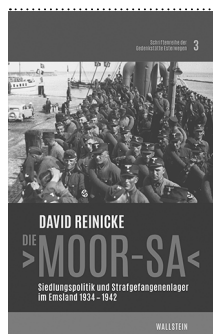
gelingt es, die historische mit der gesellschaftlichen Betrachtung zu verbinden. Das hat Konsequenzen für die Darstellung: Die 29 Kapitel verteilen sich in annähernd gleichen Teilen auf die Zeit von der Gründung des Ministeriums 1919 bis zur Etablierung des NS-Regimes 1933, die Zeit bis zum Krieg und letztlich die Kriegsjahre inklusive der unmittelbaren Nachkriegszeit. Den ausführlichen Blick auf die Geschichte vor 1933 nutzt Hachtmann, um die Vorstellung eines normalen Betriebs in diesem Zeitraum zu relativieren. Vielmehr habe das Arbeitsministerium in der Dauerkrise gearbeitet, wodurch sich seine Beamten zu hochanpassungsfähigen »bürokratischen Allroundern« (S. 101) entwickelten. Mit der Machtübernahme 1933 wurde der Gründer des Stahlhelms, Franz Seldte, Reichsarbeitsminister. Hachtmann betrachtet die Geschichte des Arbeitsministeriums stets im Spannungsfeld mit anderen Institutionen und den Biografien ihres Personals. Wie Seldte persönlich verlor das Ministerium in der Folge rasch an Einfluss und erhielt mit der Deutschen Arbeitsfront (DAF) und den Treuhändern der Arbeit rivalisierende Institutionen der Arbeitspolitik. Anders als vielfach behauptet, waren das Ministerium, die DAF und die Treuhänder aber keine Antagonisten. Die wechselseitigen Differenzen und Irritationen zwischen den arbeitspolitischen Akteuren erklärt Hachtmann in seinem Ansatz der »Neuen Staatlichkeit« als »konkurrenzgetriebene Kooperation« (S. 984 ff.). Erst nach der Ernennung Fritz Sauckels zum Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz 1942 zerfiel das Arbeitsministerium als »politische Einheit« (S. 1.178), wenn es auch nominell weiterbestand. Hachtmann sieht darin den Höhepunkt einer Abwendung von ministerialer Verwaltung, die sich auch an anderen Stellen im NS-Herrschaftsapparat vollzog.

Mit dem Begriff der »Neuen Staatlichkeit« (S. 26) und der »kumulativen Durchherrschaft« (S. 1.336 ff.) trägt Hachtmann schon seit einiger Zeit zur Weiterentwicklung des Verständnisses der polykratischen Struktur des NS-Staats bei. Die Geschichte des Reichsarbeitsministeriums ist dabei mehr als ein bloßer Anwendungsfall dieses theoretischen Ansatzes. Hachtmann hebt gekonnt die zentrale Bedeutung der Arbeitspolitik für das soziale Gefüge im Allgemeinen und die zahlreichen NS-Verbrechen im Besonderen hervor. Was in seiner komplexen Darstellung allein fehlt, ist die begriffliche Seite der »Deutschen Arbeit«, welche für die NS-Ideologie von nicht zu unterschätzender Bedeutung war. Diese hätte sich gut in die Form der Darstellung eingefügt. Ihr Fehlen schmälert aber nicht die hervorragende Qualität der Studie.

David Palme

Erfurt/Frankfurt am Main

## SA im Justizdienst



**David Reinicke**

*Die »Moor-SA«.*

*Siedlungspolitik und Strafgefangenenlager im Emsland 1934–1942*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2022, 436 S., € 39,—

Mitte der 1930er Jahre waren die sogenannten Emslandlager – gelegen in einer sumpfigen Region im äußersten Nordwesten Deutschlands – der umfangreichste Lagerkomplex im NS-Staat. Hervorgegangen aus Mitte 1933 errichteten »frühen« Konzentrationslagern, nahmen sie jedoch in der Folge eine Sonderentwicklung. Ab Frühjahr 1934 betrieb sie die Justiz als Lager für Strafgefangene, mit dem Plan, diese zwangsweise für Arbeiten in der Moorlandkultivierung einzusetzen. Die Bewachung übernahmen bei der Justiz angestellte SA-Angehörige, deren Zahl mit dem Ausbau von zunächst vier auf sieben Lager (für über 10.000 Gefangene) bis 1937 von 650 auf 1.500 Mann anwuchs.

Diese Wachmänner, die sich selbst den Namen »Moor-SA« gaben, untersuchte erstmals ausführlich David Reinicke in seiner nun publizierten Dissertation. Er beschränkt sich darin nicht auf die Bewachungsfunktion der Truppe, sondern richtet seinen Blick auch auf ihr kollektives Selbstverständnis, ihre Außenrepräsentation und ihre Einbindung in das Moorkultivierungsprojekt. Denn, so Reinicke, »der Anspruch, als Gemeinschaft durch Disziplinierung der Häftlinge und die Erschließung der Region zur gesellschaftlichen Erneuerung im nationalsozialistischen Deutschland beizutragen«, sei ein »Alleinstellungsmerkmal« der »Moor-SA« gewesen (S. 15).

Auf breiter Quellenbasis arbeitet Reinicke zum einen kollektivbiografisch und dockt damit konzeptionell an die neuere Täterforschung an. Zum anderen verortet er seine Arbeit im Feld der Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus, wobei er auf die auf Ferdinand Tönnies zurückgehende soziologische Gemeinschaftstheorie rekurriert. Gut nachvollziehbar gliedert er seine Studie chronologisch in vier Kapitel: »Etablierung« (November 1933–1935), »Durchsetzung« (bis 1938), »Abstieg« (1939–1942) und »Nachklang« (1943–1970).

Die »Moor-SA« war hinsichtlich ihrer Sozialstruktur und ihres Erfahrungshorizonts in den ersten Jahren eine sehr homogene Gruppe. Die meisten Wachmänner waren bereits vor 1933 zur NSDAP oder SA gekommen. Der Anspruch auf eine Treueprämie nach fünf Jahren Dienst und die Ankündigung, bei der Vergabe von neu geschaffenen Siedlerstellen bevorzugt zu werden, begünstigte das Entstehen einer »Gemeinschaftsutopie, nach der die SA-Männer

Protagonisten der Emslandkultivierung waren und durch einen kollektiven Aufstieg von ihrem Einsatz für das völkische Modernisierungsprojekt selbst profitieren« konnten (S. 385 f.).

Auch die gemeinschaftlich ausgeübte Gewalt gegen Strafgefangene schweißte die Wachmänner zusammen. Misshandlungen, besonders von neu ankommenden Häftlingen, waren »normal«, und auch exzessive Gewaltanwendung bis hin zu Tötungen kam vor. Die Justiz schritt dagegen nur sehr zögerlich und meist ohne Folgen für die Täter ein. Dem seit März 1934 amtierenden langjährigen Kommandanten Werner Schäfer gelang es bis 1937, die Eingriffe der Justiz in den Wachalltag der Truppe zu minimieren und diese zudem aus Unterstellungsverhältnissen innerhalb der SA herauszulösen.

Nach außen versuchte die »Moor-SA«, durch ein breit angelegtes Repräsentations- und Freizeitkulturprogramm (eigene Wirtschaftsbetriebe, Parkanlagen, Kameradschaftsabende, Musikveranstaltungen, Sport) nicht ohne gewissen Erfolg ein Image als »Vorkämpfer der Emslandkultivierung« (S. 388) zu etablieren. Ideologische Gegensätze und Konflikte mit der katholisch-konservativ eingestellten Lokalbevölkerung ließen sich so abschwächen und Beziehungen auf diversen Ebenen knüpfen.

In den Jahren 1938/39 begann jedoch der »Abstieg« der »Moor-SA«. Bei der Justizverwaltung verlor das Lagerprojekt nun seinen Stellenwert. Nicht nur blieb der avisierte weitere Ausbau aus, zu Beginn des Zweiten Weltkriegs musste ein großer Teil der Lager zur Unterbringung von Kriegsgefangenen an die Wehrmacht abgegeben werden. Immer mehr Angehörige der Wachmannschaft wurden zum Kriegsdienst eingezogen, im Mai 1942 auch der Lagerführer Schäfer. Die Siedlungsaktivitäten wurden im Kriegsverlauf sukzessive eingestellt und das den SA-Männern gegebene Siedlungsversprechen blieb uneingelöst. Das beschworene Kollektiv zerbrach in dieser Situation zusehends; Konflikte zwischen »alten Kämpfern« und später eingestellten SA-Wachmännern brachen auf. Viele versuchten nun aus dem Moor wegzukommen und in die Justizbeamtenlaufbahn zu wechseln. Im Ergebnis, so bilanziert Reinicke, erwies sich die »Moor SA« als eine »ideologisierte Zweckgemeinschaft« (S. 396), die bereits vor dem endgültigen Niedergang des NS-Regimes zerbrach, als sich abzeichnete, dass zentrale, mit dem Kollektiv und dem Lagerprojekt verbundene ökonomisch geprägte Hoffnungen sich nicht erfüllen würden.

Dem Autor ist eine lesenswerte Studie gelungen, die unter einigen Aspekten über die regionale Ebene hinausweist und auch unsere Kenntnisse über die SA nach 1934 erweitert. Ihr Beitrag zu einer Gesellschaftsgeschichte des Nationalsozialismus hätte jedoch durch einen stärker vergleichenden Ansatz (zum Beispiel mit stationären SS-Einheiten) noch gesteigert werden können.

Andreas Eichmüller

München

## Konzentrationslager-Gesellschaften



**Michael Becker, Dennis Bock und  
Elissa Mailänder (Hrsg.)**

*Konzentrationslager als Gesellschaften.*

*Interdisziplinäre Perspektiven*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2023, 218 S.,  
€ 24,–

Der von einem interdisziplinären Team herausgegebene Band folgt der These, »dass sich im Zusammenleben der [KZ-]Häftlinge unterschiedlichster Nationalitäten, sozialer Herkunft [...] und konfessioneller Orientierung einerseits und des SS-Personals andererseits in einer von Zwang und Gewalt geprägten Situation dennoch soziale Ordnungen und Strukturen herausbildeten, die auf zivile Gesellschaften zurückgingen« (S. 7). Mit dem Verständnis von Konzentrationslagern als »sozialen Räumen« knüpft der Band an die – oft von Überlebenden geleistete – frühe KZ-Forschung der 1940er und 1950er Jahre an, der es primär um die Akteure und ihre sozialen Beziehungen innerhalb der sogenannten Häftlingsgesellschaft ging, bevor sich die Wissenschaft seit den 1960er Jahren vorrangig der Organisation und den (kriegswirtschaftlichen) Funktionen der Lager widmete. Ihre soziale Dimension geriet erst mit der neueren KZ-Forschung ab etwa 1995 allmählich wieder in den Blick: Untersuchungen zum Kapo-System und zu anderen, auf eine Segregation der Häftlingsgesellschaft zielenden SS-Handlungen verdeutlichten, dass infolge der sehr unterschiedlichen Lebenssituation einzelner Häftlingsgruppen nicht eine, sondern mehrere Häftlingsgesellschaften gleichzeitig in den Lagern existierten. Studien zum Außenlagersystem und zur regionalen Einbettung der Konzentrationslager zeigten außerdem, dass die Lager vielfältige soziale und ökonomische Beziehungen zu ihren Umgebungsgesellschaften unterhielten.

In dem Band werden Konzentrationslager daher »als Gesellschaften« analysiert, um sich ihren – durch zahlreiche Faktoren beeinflussten und permanenten Veränderungen unterworfenen – sozialen Binnenverhältnissen zu nähern. Im Fokus der acht Beiträge stehen soziokulturelle Praxen von Agierenden sowie soziale Strukturen und Prozesse von Lagergesellschaften, wie sie etwa von Meike Baader, Andrea Genest und Wiebke Hiemesch aus mikrohistorischer Perspektive für einen Häftlingsblock im Frauen-KZ Ravensbrück untersucht werden (S. 73–96). Ebenfalls am Beispiel Ravensbrücks stellt Christiane Heß mit Gegenständen, die Häftlinge im KZ angefertigt hatten, eine bisher kaum beachtete Quelle zur Erforschung von Alltagspraktiken und sozialen Ordnungen in den Lagern vor (S. 121–141). Zwei Aufsätze zum Verständnis von und

zum Interesse an Lagergesellschaften in der Nachkriegszeit sowie ein Diskussionsforum zu Eberhard Fechners in Vergessenheit geratener Majdanek-Dokumentation erweitern den Fokus des Bands weit über 1945 hinaus.

Drei teils auf neuentdeckten Quellen basierende Beiträge seien besonders erwähnt. Mit dem Tagebuch des als »asozial« kategorisierten deutschen Funktionshäftlings Ernst Hallen präsentiert Lukas Nievoll ein seltenes Ego-Dokument aus einer Häftlingsgruppe, die in Forschung und Erinnerungskultur über lange Zeit unbeachtet blieb (S. 49–72). Hallen, der bei seiner KZ-Einlieferung im Zuge der »Aktion Arbeitsscheu« 1938 noch sehr weit unten in der Häftlingshierarchie in dem damals nur mit Reichsdeutschen belegten KZ Sachsenhausen stand, konnte es nach Kriegsbeginn in dem vorwiegend mit Osteuropäern belegten KZ Gusen zum privilegierten Kapo bringen. Sein Tagebuch offenbart eine von extremer Ungleichheit geprägte Lebensrealität, in der Widersprüche »wie das Nebeneinander von Hackbraten und Hungertod« (S. 67) zur Normalität gehörten.

Kerstin Schwenkes Beitrag zu Angehörigenbesuchen im Konzentrationslager untersucht eine bislang wenig bekannte Form der Beziehungen zwischen KZ und Außenwelt (S. 27–47). In der Praxis blieben solche Besuche vor allem deutschen Häftlingen – und damit einer privilegierten Gruppe – vorbehalten. Dennoch wurden die Besuche von den Häftlingen meist als unangenehm empfunden, weil sie ihnen die eigene Hilflosigkeit verdeutlichten. Um die Interaktion von Lagern und Umwelt geht es auch in dem Beitrag von Andreas Kahrs zum NS-Vernichtungslager Sobibor im Generalgouvernement, das strenggenommen nicht zu den Konzentrationslagern zählte (S. 143–172). Anhand zahlreicher bisher unpublizierter Quellen zeichnet er detailliert die sozialen und ökonomischen Außenbeziehungen des Lagers nach und untersucht, was die Umgebungsgesellschaft infolge dieser Beziehungen über das dortige Mordgeschehen wusste. Schließlich interessiert er sich für die Bedeutung jener Umgebungsgesellschaft für die wenigen erfolgreich aus Sobibor Geflohenen. Mit der Betrachtung der verschiedenen Akteure in Sobibor, namentlich der deutschen SS-Männer und der ukrainischen Trawniki-Wachmannschaft, lenkt Kahrs den Blick über die von den Herausgebern formulierten Fragestellungen hinaus auf die Tätergesellschaften im Lager.

Tatsächlich bleiben die verschiedenen Tätergesellschaften im Band weitgehend unberücksichtigt. Diese etwa am Beispiel der 1944/45 zum KZ-Wachdienst herangezogenen Wehrmachtssoldaten und »volksdeutschen SS-Freiwilligen« auch für Konzentrationslager zu untersuchen, ist eine der Forschungsperspektiven, die der lesenswerte Band – zumindest indirekt – eröffnet.

Astrid Ley  
Berlin

## Von Tietz zu Hertie



**Johannes Bähr, Ingo Köhler**  
*Verfolgt, »arisiert«, wiedergutmacht?*  
*Wie aus dem Warenhauskonzern Hermann Tietz Hertie wurde*  
München: Siedler Verlag, 2023, 432 S., € 36,–

Der Name »Hertie« ist seit 1994 aus der Einkaufswelt verschwunden, damals übernahm die Kaufhof AG den Warenhauskonzern, der auf eine Geschäftsgründung des jüdischen Kaufmanns Oscar Tietz von 1882 zurückgeht und bis 1933 als Hermann Tietz OHG firmierte. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten verlor die Gründerfamilie ihr Eigentum an dem Konzern. Bis heute existiert die gemeinnützige Hertie-Stiftung, die 1974 aus dem Konzern heraus gegründet wurde und 2003 die Hertie School of Governance ins Leben rief. Studierende dieser privaten Universität forderten 2018 von der Stiftung eine kritische Auseinandersetzung mit ihrem historischen Erbe und der Firmengeschichte. Diese beauftragte daraufhin die beiden einschlägig ausgewiesenen Unternehmenshistoriker Johannes Bähr und Ingo Köhler mit der Erforschung der Geschichte von Hermann Tietz OHG/Hertie.

Bähr und Köhler verfolgen die Geschichte des Warenhauskonzerns von seiner Gründung bis etwa 1970. Dreh- und Angelpunkt ist der Ablauf der Verdrängung der jüdischen Inhabersfamilie in den Jahren 1933/34 und der Übernahme des Konzerns durch Georg Karg, der diesem schließlich bis zu seinem Tod 1972 vorstand. Das erste Kapitel widmet sich zunächst knapp der Firmengeschichte während der 1920er Jahre, als die Hermann Tietz OHG nach dem Tod des Gründers von dessen Söhnen Oscar und Martin Tietz sowie dem Schwager Hugo Zwillingen weitergeführt wurde. Die von diesen betriebene Expansionspolitik wurde durch eine erhebliche Verschuldung erkaufte, durch die der Konzern in der Weltwirtschaftskrise in eine gefährliche Schieflage geriet. Die Autoren weisen allerdings nach, dass das Unternehmen sanierungsfähig gewesen wäre, wenn nicht mit Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft weitere Bedrohungsfaktoren hinzugekommen wären: Zum einen wurden die Warenhäuser des Tietz-Konzerns seit März 1933 viele Male Opfer von Boykott- und Gewaltaktionen von NS-Anhängern, zum anderen stand die Zukunft der Betriebsform des Warenhauses unter der neuen Regierung grundsätzlich infrage, war deren Auflösung doch eine Kernforderung der nationalsozialistischen Mittelstandsbewegung.

In dieser unübersichtlichen Situation lief die Verdrängung der jüdischen Inhabersfamilie in zwei Schritten ab. Im Frühjahr/Sommer

1933 trat zunächst ein Konsortium der Gläubigerbanken in das Unternehmen ein, die Brüder Tietz und Hugo Zwillingen wurden aus der Geschäftsführung ausgeschlossen. Das ermöglichte die Freigabe wichtiger Kredite, um den Konzern am Leben zu erhalten. Hitler stimmte dieser Freigabe persönlich zu. Anschließend wurde nach langen Verhandlungen ein Auseinandersetzungsvertrag aufgesetzt, der das endgültige Ausscheiden der jüdischen Inhaber Ende 1934 regelte. Bähr und Köhler kommen zu dem Schluss, dass die Bewertung des Unternehmensbesitzes kaum nach kaufmännischen Grundsätzen zustande kam und die jüdischen Inhaber zur Deckung eines Fehlbetrags von über 15 Millionen Reichsmark genötigt wurden. Eine immer wieder kolportierte großzügige Abfindung verweisen sie in den Bereich der Legende. Die Inhaber erhielten immerhin noch wertvolle Grundstücke und Wertpapiere, wurden aus der Haftung entlassen und sollten von der Reichsfluchtsteuer befreit werden.

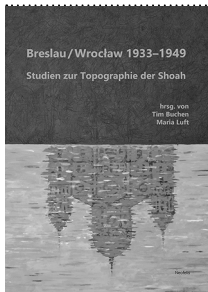
Nachdem der nun als Hertie Waren- und Kaufhaus GmbH firmierende Konzern eine Weile ohne rechte Perspektive weiterbestanden hatte, gelang es dem vormaligen Bereichsleiter Georg Karg, den Gläubigerbanken die Mehrheitsanteile an dem Unternehmen zu erstaunlich günstigen Konditionen abzukaufen und sich damit schrittweise zum neuen Alleininhaber aufzuschwingen. Die Mitglieder der Familien Tietz und Zwillingen wanderten unterdessen zu unterschiedlichen Zeiten aus Deutschland aus und verloren den größten Teil ihres noch verbliebenen Vermögens. Die eigentlich zugesagte Befreiung von der Reichsfluchtsteuer erwies sich als Makulatur. Keinem der früheren Geschäftsführer gelang es in der Emigration, eine neue berufliche Existenz aufzubauen.

In der zweiten Hälfte des Buchs widmen sich die Autoren den Verhandlungen um eine Rückerstattung des Unternehmens an die Gründerfamilie. Hierbei suchten alle Beteiligten nach einer pragmatischen Lösung, die schließlich dergestalt gefunden wurde, dass die Familien Tietz und Zwillingen Eigentumsanteile an dem Unternehmen zurückerhielten und diese anschließend an Hertie verpachteten. Mithilfe dieses Arrangements wurden sie an dem Wiederaufstieg des Konzerns in der Nachkriegszeit beteiligt und erhielten bald weitaus höhere Zahlungen, als zunächst erwartet worden war. Ganz konfliktfrei verlief die Kooperation nicht, doch hielt sie bis zum vorgesehenen Ablauf des Pachtvertrags 1970, im Falle von Martin Tietz sogar bis 1985.

Trotz einer teilweise ungünstigen Quellenlage zeichnen die Autoren ein präzises Bild davon, wie aus der Hermann Tietz OHG der spätere Hertie-Konzern wurde. Mit ihrer Darstellung der Unternehmens- und Familiengeschichte sind sie ihrem erteilten Auftrag überzeugend gerecht geworden.

Benno Nietzel  
Frankfurt an der Oder/Bielefeld

## Die Shoah in Breslau



**Tim Buchen, Maria Luft (Hrsg.)**

*Breslau/Wrocław 1933–1949.*

*Studien zur Topographie der Shoah*

Berlin: Neofelis Verlag, 2023, 624 S., € 44,–

Einst war die Breslauer jüdische Gemeinde die drittgrößte in Deutschland. Und doch hat ihre Geschichte lange Zeit nicht die Aufmerksamkeit gefunden, die sie verdient hätte. Als Breslau mit der Verschiebung der Grenzen 1945 zum polnischen Wrocław wurde, entschwand die Stadt der Aufmerksamkeit derer, die sich für deutsch-jüdische Geschichte interessierten. Im polnischen Breslau wiederum gab es zunächst wenig Interesse an der Lokalgeschichte deutscher Juden. Zwar entstand nach der Shoah wieder eine jüdische Gemeinde. Aber sie bestand aus polnischen Juden und Jüdinnen, die erst nach dem Krieg nach Breslau gekommen waren und wenig Verbindung zum deutschen Judentum hatten.

Inzwischen hat sich all das grundlegend geändert. Das Interesse an der jüdischen Geschichte der Stadt ist enorm gewachsen. Das hat sich auch in der polnischen, deutschen und internationalen historischen Forschung der letzten Jahrzehnte niedergeschlagen. Nur vor diesem Hintergrund konnte es Tim Buchen und Maria Luft überhaupt gelingen, einen so gewichtigen Band zur Geschichte der Shoah in Breslau herauszugeben. Ziel war, Ausgrenzung, Verfolgung, Vernichtung sowie Selbstbehauptung und Überleben der Breslauer Juden darzustellen und dieses Geschehen im städtischen Raum zu verorten. Die Herausgeber und Autoren folgen damit dem *spatial turn*, der Einsicht, dass sich Geschichte immer an konkreten Orten vollzieht. Als Vorbild diente der vor einigen Jahren entstandene Band *Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien*.<sup>1</sup>

Nach einleitenden Texten folgen thematische Sektionen zu Ausgrenzung, Religion, Kunst und Kultur, Lagerhaft und Vernichtung, in die sich die 21 Beiträge mehr oder weniger gut einfügen. Zeitzeugenberichte des Historikers Abraham Ascher, der das deutsche Breslau noch aus seiner Kindheit kennt, und von Jerzy Kichler, der lange der polnischen jüdischen Gemeinde vorstand, sowie ein Nachwort von Dieter J. Hecht, der das Wiener Vorbild der Breslauer *Topographie* mitherausgegeben hat, runden den Band ab.

Die Texte breiten das Kaleidoskop des Breslauer Judentums aus. Sie beleuchten soziale und kulturelle Einrichtungen und Organisationen, ob es sich um Synagogen, Friedhöfe, Wohnheim-Stiftungen, Kunstsammlungen oder das berühmte Breslauer Rabbinerseminar handelt. Sie stellen Breslaus jüdisches Leben vor, während und nach der Shoah dar. Mehrere Beiträge behandeln auch die nach dem Krieg entstehende polnische jüdische Gemeinde und ihren Umgang mit dem deutsch-jüdischen lokalen Erbe. Anspruch auf Vollständigkeit wird nicht erhoben. Aber die Vielfalt des Breslauer jüdischen Lebens und Überlebens wird eindrucksvoll sichtbar.

Den thematischen Beiträgen ist jeweils ein Ausschnitt aus dem Breslauer Bebauungsplan der Vorkriegszeit vorangestellt, in dem die beschriebenen Orte der Shoah rot markiert sind. Allerdings gibt es keine Legende, die es den Leserinnen und Lesern erlauben würde, die markierten Orte zuzuordnen. Sie müssen also in der Lage sein, sie im heutigen Breslau wiederzufinden. Hier hätte man eine schönere, wenn auch aufwendigere Lösung finden können, indem man dem Buch einen Stadtplan mit Markierungen der wichtigsten jüdischen Orte beifügt. Sehr gelungen dagegen ist die reiche Illustrierung des Bands. Anhand der Fotografien zahlreicher Orte in ihrer einstigen und heutigen Erscheinungsform unter Angabe von Straßennamen in der Bildunterschrift können sich die Leserinnen und Leser auf den Weg zu ihnen im heutigen Breslau machen.

Der *spatial turn* ist ein Anspruch an eine Betrachtungs- und Erzählweise, der nicht leicht einzulösen ist. Vielen der Autorinnen und Autoren gelingt es jedoch, jüdische Geschichte im Stadtraum sichtbar zu machen. Manche der genannten Orte, wie die Synagoge zum Weißen Storch, blieben immer jüdische Orte oder sind im polnischen Breslau wieder zu solchen geworden. Andere sind Leerstellen geblieben, wie der Ort der in der Pogromnacht 1938 in Brand gesetzten und anschließend abgerissenen Neuen Synagoge, deren Kuppel einst zur Silhouette des Breslauer Stadtzentrums gehört hatte. Und wieder andere existieren noch, aber sind heute keine jüdischen Orte mehr.

Es ist das große Verdienst dieses Bands, dem Breslauer deutschen Judentum und der Geschichte seiner Vernichtung ein Denkmal in Buchform errichtet zu haben. Er führt den ganzen Reichtum des Vergangenen und die Ungeheuerlichkeit der Zerstörung und des Verlusts vor Augen. Gleichzeitig stellt der Band die Verbindung zum heutigen polnischen Breslau her, in dem Juden wie Nichtjuden inzwischen ein lebendiges Interesse an der jüdischen Lokalgeschichte entwickelt haben. Die Beteiligung vieler polnischer Autoren und Autorinnen zeugt davon. Dem gelungenen Werk, das auch zu weiteren Forschungen anregt, ist große Verbreitung zu wünschen und eine rasche Übersetzung ins Polnische.

Gregor Thum  
*Pittsburgh/Pennsylvania*

<sup>1</sup> Dieter J. Hecht, Eleonore Lappin-Eppel, Michaela Raggam-Blesch (Hrsg.), *Topographie der Shoah. Gedächtnisorte des zerstörten jüdischen Wien*, Wien 2018.

## Früher Chronist des Lagers Skarżysko-Kamienna



**Mordechai Strigler**

*Schicksale. Ein früher Zeitzeugenbericht  
über die Opfer der Schoah*

Übersetzung aus dem Jiddischen von  
Sigrid Beisel

Springe: zu Klampen! Verlag, 2023,  
694 S., € 48,—

»Möge man ihn danach zusammen mit ihnen  
erschießen und begraben! Vielleicht würde

man einst die Gräber öffnen und wenn er selbst schon stumm und  
verfault sein würde, würde seine Sprache noch aus den Zeiten flackern und genau dies erzählen, was ihm selbst nicht mehr möglich sein würde.« (S. 536) So Mechele, das Alter Ego des Autors Mordechai Strigler, in der Zeit der Auflösung des Arbeitslagers der Hugo Schneider AG (HASAG) in Skarżysko-Kamienna. Wenn er selbst nicht überleben würde, das will er sagen, so sollten doch unbedingt seine Schriften, die Leben und Leiden der Häftlinge dokumentierten, überdauern. Diese Motivation teilte Strigler mit vielen Leidensgenossen, beispielhaft sei an das Wirken der Männer und Frauen im Untergrundarchiv des Warschauer Ghettos erinnert.

Strigler, 1918 bei Zamość geboren, hatte in der Zeit des Holocaust – er überlebte unter anderem Majdanek, Skarżysko-Kamienna und Buchenwald – tatsächlich geschrieben, doch gingen seine Aufzeichnungen verloren. Kurz nach dem Krieg emigrierte er nach Paris und begann, alles erneut aufzuschreiben. Das Resultat ist die Tetralogie *Verloschene Lichter*, deren vierter und umfangreichster, 1952 in Buenos Aires erstmals veröffentlichter Band nun in deutscher Übersetzung zugänglich ist – wie schon die Bände *Majdanek*, *In den Fabriken des Todes* und *Werk C*, herausgegeben von Frank Beer und hervorragend aus dem Jiddischen übersetzt von Sigrid Beisel.

In *Schicksale* widmet Strigler sich zum dritten Mal dem Werk C in Skarżysko-Kamienna. Ihm geht es vor allem darum, von den Insassen des Arbeitslagers zu berichten, die Lagergesellschaft zu porträtieren und auch das Verhalten der polnischen Bevölkerung in der Nähe und der verantwortlichen Deutschen zu thematisieren. Strigler schreibt über Hierarchien im Lager, über prominente Häftlinge und wie manche von ihnen ihre Macht ausnutzten, und immer wieder auch über Konflikte und den brutalen Überlebenskampf. Diesen schildert er schonungslos ehrlich: »Im Lager ist jeder Einzelne erniedrigt. In jedem Menschen lebt aber der Wille, sich manchmal hervorzuheben, höher zu stehen als die anderen. [...] Jeder Lagerinsasse muss jemanden haben, über den er sich erheben,

den er niedriger machen kann, wenn er nicht platzen will vor Minderwertigkeitsgefühl.« (S. 107)

Dass diese frühen Texte dokumentarischer Holocaustliteratur nun vollständig auf Deutsch vorliegen, ist wichtig. Allerdings lässt der Herausgeber die Leserinnen und Leser ein wenig allein mit dem umfangreichen und dichten Text. Stellte Beer dem Buch *In den Fabriken des Todes* immerhin noch eine knappe Einleitung über das Lager Skarżysko-Kamienna, speziell über Werk C, voran, die die Lektüre zumindest dahingehend erleichtert, dass einige der wichtigsten Personen aufseiten der Deutschen und der internen Lagerverwaltung vorgestellt werden, fehlen solche zentralen Informationen im abschließenden Band. Als Einleitung fungiert ein bereits andernorts publizierter Artikel über Mordechai Strigler von Marion Eichelsdörfer, der Lesenswertes über den Autor, seine Dokumentationstätigkeiten und sein literarisches Schaffen bietet, jedoch weder das von ihm Geschilderte in die Geschichte der Lager und des Mords an den Juden im besetzten Polen einordnet noch Näheres über dieses spezielle Lager, seine Häftlingsstruktur und die Lebens- und Arbeitsbedingungen enthält.

Im Buch finden sich viele wertvolle Anmerkungen, doch gerade über die zentralen Personen und Abläufe wären mehr Auskünfte hilfreich gewesen, um die Einordnung der beschriebenen Ereignisse zu erleichtern. Um sich unmittelbar nach dem eigenen Überleben diesen Themen widmen und sie angemessen schildern zu können, beschloss Strigler, der später in die USA auswanderte und unermüdlich weiter schrieb, wie er formulierte, »die belletristische Form zu wählen«.<sup>1</sup> In seinem Nachwort hält er zur Themensetzung des Bands fest: »In dem vollen Bewusstsein, dass man eine Epoche nicht verstehen kann, ehe man ihr ins Gesicht geschaut hat, habe ich mehr Aufmerksamkeit der geistigen Gestaltung der Typen und ihrer Atmosphäre gewidmet als den nackten Fakten des eigentlichen Untergangs. Wenn ein Volk untergegangen ist, und so untergegangen ist, muss man das Bild des Volkes sowohl innerlich als auch äußerlich sehen, damit man das Umkommen selbst begreifen kann. Deshalb ist es mir nicht möglich gewesen, anonyme Massen zu malen, sondern detaillierte Gesichter von Opfern, Mördern, Schändern und Geschändeten.« (S. 686) Seiner dichten Beschreibung so vieler Schicksale seien viele Leserinnen und Leser gewünscht.

Andrea Löw  
München

.....  
1 Mordechai Strigler, »Einführung des Verfassers«, in: Ders., *In den Fabriken des Todes. Ein früher Zeitzeugenbericht vom Arbeitslager*, hrsg. von Frank Beer, Springe 2017, S. 56.

## Entmystifizierung einer Propagandarede



**Peter Longerich**

*Die Sportpalastrede 1943*

*Goebbels und der »totale Krieg«*

München: Siedler Verlag, 2023, 208 S., € 24,–

Fast jeder, der sich mit der Geschichte des »Dritten Reichs« beschäftigt, kennt sie: die Ansprache von Joseph Goebbels im Berliner Sportpalast vom 18. Februar 1943. Darin ließ sich der Propagandaminister seine berühmte Frage »Wollt ihr den totalen Krieg?« vor einem ausgewählten Publikum von 15.000 Menschen mit rauschhaften Beifallsstürmen bejahen.

Die Inszenierung symbolischer Akklamation der propagierten Volksgemeinschaft zur Kriegführung des NS-Regimes wird erinnerungskulturell meist auf ihre motivierende Funktion nach der Niederlage in Stalingrad reduziert und zu einem Meisterwerk der Massensuggestion verklärt. Daran haben aktuelle sensationsheischende Fernsehdokumentationen größeren Anteil als die Wirkung auf die Zeitgenossen, so Longerichs Kritik (S. 22). Dass Goebbels zudem um die Gunst des Führers buhlte und die Werbetrommel rührte, um mit konkreten Maßnahmen wie der Frauenarbeitspflicht oder Betriebsstilllegungen Soldaten für die Front freizumachen, ist weniger bekannt.

Longerich wendet sich gegen irrige Annahmen einer »Verführungstheorie«, die Inszenierung sei ein Musterbeispiel für die »grenzenlose Manipulier- und Verführbarkeit eines verblendeten [...] Publikums«, woraus folge, dass die deutsche Bevölkerung sich durch die NS-Propaganda willenlos habe steuern lassen (S. 8). Um die Sportpalastrede von teleologischen Zuschreibungen zu befreien, setzt Longerich auf breite historische Kontextualisierung. Er unterteilt seine Studie in drei etwa gleichgewichtete Teile, wobei die Betrachtung der Vorgeschichte sowie der Perzeption und der Nachwirkungen die Analyse der Rede im Hauptteil einrahmen.

Im ersten Abschnitt entfaltet der Autor zahlreiche Argumentationslinien und führt sie später in einer kritischen Auseinandersetzung mit Goebbels' berüchtigtem Fragenkanon zusammen. Reflexionen zur Etymologie der Propagandaformel des »totalen Kriegs« zählen ebenso dazu wie solche über Goebbels' narzisstischen machtpolitischen Ehrgeiz trotz des unterwürfigen Abhängigkeitsverhältnisses zu Hitler (S. 15). In diesem Licht erscheinen die Sportpalastrede und die damit verbundene Mobilisierung der »öffentlichen Meinung« als ein Befreiungsversuch des Propagandaministers gegen seine

Konkurrenten im »Dreierausschuss« zur Intensivierung der Kriegsmaßnahmen, die ihn auszubooten drohten: der Chef des Oberkommandos der Wehrmacht Wilhelm Keitel, der Leiter der Parteikanzlei der NSDAP Martin Bormann und der Chef der Reichskanzlei Hans Lammers (S. 47). Daneben erfährt der Leser Näheres über Mechanismen der NS-Propaganda und die Einbettung der Sportpalastrede in die Medienstrategie, die Bevölkerung durch subtile Bestätigungen des Holocaust zur Mitwisserin zu machen und durch die Furcht vor der Rache des Gegners deren Durchhaltebereitschaft zu steigern (S. 32).

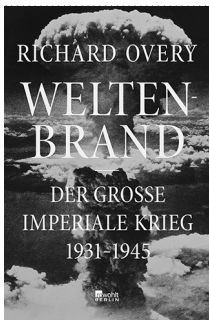
Im Hauptteil werden zunächst rahmende Details erörtert, so die Aufzeichnung der Rede, damit verbundene Manipulationsmöglichkeiten, der Sportpalast als Ort mit besonderer Aura wie auch das eingeübte Verhalten des Publikums. Anschließend legt Longerich Wert auf die argumentativen Linien der Rede: die Notwendigkeit zur Vernichtung des angeblich hinter dem Bolschewismus stehenden Judentums zur Rettung Europas, die ausschließlich der NS-Bewegung eigene Fähigkeit, dies zu bewerkstelligen, und die Forderung nach größeren Opfern der Bevölkerung (S. 68 f.). Es folgt der Originaltext mit insgesamt 25 kommentierenden Einschüben, wobei die Einordnungen selten länger sind als der Wortlaut.

Abschließend werden die Fragen des ersten Teils wieder aufgegriffen und – etwa im Falle des auf Selbstdarstellung und Intrigen ausgerichteten NS-Herrschaftssystems – bis zu Goebbels' Ernennung zum Reichsbevollmächtigten für den totalen Kriegseinsatz im Juli 1944 behandelt (S. 174). Mit Blick auf das Echo der Rede differenziert Longerich akribisch zwischen politischen Standorten der Rezipienten, Informationskanälen und Darstellungsabsichten. Nicht nur Ego-Dokumente werden getrennt nach indifferenten Personen, Regime-Gegnern und Regime-Befürwortern betrachtet, es wird auch die Auslandspresse in neutrale Staaten und Kriegskontrahenten unterteilt. Schließlich zielte Goebbels auch auf die internationale Wirkung, von der er sich erhoffte, die Mobilisierung der Massen stünde hier im Vordergrund. Wie falsch er damit lag, belegen eindrucksvolle Beispiele, etwa aus der schwedischen Presse, die klar erkannte, dass die Rede neben der beabsichtigten »vollständigen Ausrottung der Juden« vor allem den »Selbsterhaltungstrieb der Nazis« ausdrückte (S. 145).

Ein solch ambitionierter Forschungsansatz auf lediglich rund 180 Seiten bringt es zwangsläufig mit sich, dass vieles an der Oberfläche bleibt und Longerich vielversprechende Themenfelder lediglich anreißt. Da sich die Studie in ihrer leichten Zugänglichkeit an ein breites Publikum wendet, ist sie dennoch geeignet, die Sportpalastrede durch die Einbettung in erinnerungskulturelle und neuere wissenschaftliche Positionen zu entmystifizieren und künftigen Fehldeutungen entgegenzutreten.

Christian Packheiser  
München

## Der Judenmord als Sonderfall im imperialen Krieg



**Richard Overy**

*Weltenbrand.*

*Der große imperiale Krieg, 1931–1945*

Aus dem Englischen von Henning Thies  
und Werner Roller

Berlin: rowohlt Berlin 2023, 1.536 S., € 48,—

Wenn einer der besten englischen Kenner des Zweiten Weltkriegs ein weiteres Werk vorlegt, noch dazu ein rund 1.500 Seiten starkes, horchen nicht nur Militärhistoriker auf. Richard Overy, der seit 2004 Geschichte in Exeter lehrt, ist auch in Deutschland als Autor von Standardwerken bekannt, in denen er etwa den Ursachen für den Sieg der Alliierten auf den Grund geht (1995, dt. 2000), die Regime Hitlers und Stalins vergleicht (2004, dt. 2005) oder die Effizienz des Bombenkriegs 1939–1945 infrage stellt (2013, dt. 2014). Beeindruckend ist die Leistung, die sich aus der Verknüpfung von Synthese und Interpretation ergibt. Was ist es dieses Mal, das jenseits der stupenden Wissensvermittlung die Originalität ausmacht?

Der deutsche Titel *Weltenbrand* unterstreicht, was der Untertitel signalisiert: Overy setzt den Akzent auf die globale Dimension des Weltkriegs. Insofern greift er die historiografische Strömung auf, die transnationale, globale Perspektiven eröffnet, auch um nationalen Verengungen und eurozentrischen Verzerrungen etwas entgegenzusetzen. Bei einem beispiellosen historischen Großkonflikt wie dem Zweiten Weltkrieg drängt sich das geradezu auf, könnte man meinen. Tatsächlich gerät hier der Krieg im Pazifik weiter ins Blickfeld, als das in vielen europäischen Darstellungen der Fall ist, die den Fokus auf den Konflikt zwischen den Alliierten und den Achsenmächten legen.

Doch Overy wäre nicht Overy, wenn er die Gegenüberstellung der unterschiedlichen Akteure und den Überblick über die Kriegsschauplätze auf mehreren Kontinenten nicht mit einem Deutungsangebot verknüpfen würde, das Originalität verspricht, aber auch Widerspruch erwarten lässt. Für ihn ist der Krieg »der große imperiale Krieg«. Aus dieser analytischen Vorentscheidung folgt zwingend ein weiteres innovatives Signum der Darstellung: die chronologische Ausweitung auf die Zeit von 1931 bis 1945. Nicht Hitlers Angriff auf Polen 1939 oder Mussolinis Eroberungskrieg gegen das Kaiserreich Abessinien ab 1935 bildet den Auftakt, sondern die Mandschurei-Krise von 1931. Nun ist auch der Gedanke, den Krieg von 1939–1945 nicht ohne den von 1914–1918 verstehen zu können, nicht neu. Unter dem Stichwort »zweiter Dreißigjähriger

Krieg« wurde dieser diachrone Zugriff auf das Zeitalter der Weltkriege vor 20 Jahren konzeptionalisiert. Und so liest man auch bei Overy viel über die 1920er und 1930er Jahre, um die Ursprünge des Kriegs (und seine Folgen) in einer politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Destabilisierung seit dem frühen 20. Jahrhundert zu verstehen, die umfassender ist, als es konventionelle Darstellungen vermuten lassen.

Die räumliche und zeitliche Ausdehnung wiederum beruht auf einem typologischen Schachzug. Mit einer neuen, breiten Definition des Untersuchungsgegenstands nimmt Overy unterschiedliche Kriegsorten unter die Lupe: neben den bekannten Staatenkriegen auch Bürgerkriege (etwa in China, der Ukraine und Griechenland) sowie »Kriege der Zivilisten« (S. 1.029) (etwa Aufstände gegen eine Besatzungsmacht), die sich überschneiden konnten (etwa im Partisanenkrieg). So spielen zahlreiche »kleinere Parallelkriege« (S. 14) in der Darstellung eine größere Rolle. In den Mittelpunkt dieses Deutungsrahmens stellt Overy die Dynamik einer imperialen Weltordnung. Nicht um das marxistisch-leninistische Verständnis geht es hier. Overy sieht vielmehr eine historische Triebkraft in der Spannung, die sich aus der Dominanz von Briten und Franzosen einerseits und den territorialen Ambitionen in Deutschland, Italien und Japan andererseits ergab, wo man meinte, im imperialen Ringen den Kürzeren gezogen zu haben und die nationale Identität, ja Existenz, nur durch den Erwerb weiterer eigener Herrschaftsgebiete retten zu können. Von einem völkischen Nationalismus befeuert, sahen sie schließlich die Chance, »den Kurs eines »Neuordnungs«-Imperialismus einzuschlagen« (S. 16).

Das Weiten der Perspektive mag man als eine überfällige Kurskorrektur betrachten, die dem globalen, komplexen Charakter des Weltkriegs gerechter wird als ältere Darstellungen. Man kann in dieser Akzentverschiebung aber auch eine bedeutsame Unschärfe erkennen. Für ursächliche Entwicklungen, die nicht nur mit Großmachttäumen zu erklären sind, sondern auch einem spezifischen, nationalgeschichtlichen Pfad folgen, bleibt weniger Raum. Der »Völkermordkrieg gegen die europäischen Juden« wird in Overys Argument zu einem »Sonderfall« (S. 16), weil die Achsenmächte ihre Ziele nicht erreichen konnten, ohne die Sowjetunion und die USA zu neutralisieren und damit die Juden zu beseitigen, die aus nationalsozialistischer Sicht in dieser globalen Konfrontation die Fäden zogen und das Dasein des deutschen Volks gefährdeten. Auch wenn Overy die Singularität der Shoah keineswegs verkennt: In seinem Monumentalwerk, das viel Bekanntes mit weniger Bekanntem verknüpft, bleiben Antisemitismus, Genozid und ihre Verketzung mit der Kriegführung unterbelichtet.

Jörg Echternkamp  
Potsdam

## Der alltäglich sichtbare Krieg



**Vera Marstaller**

*Heldengesten. Front und Heimat in nationalsozialistischen Kriegsfotografien 1939–1945*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2023, 360 S., € 39,—

In ihrer Monografie nimmt sich Vera Marstaller, aufbauend auf ihrer Dissertation, der »alltäglich sichtbaren Kriegsfotografien« (S. 14) im nationalsozialistischen Deutschland an. Diese untersucht sie anhand von drei auf-lagenstarken Propaganda-Illustrierten mit jeweils unterschiedlicher Leserschaft: der ein breites Publikum ansprechenden *Berliner Illustrierten Zeitung*, der vom Oberkommando der Wehrmacht herausgegebenen, auch außerhalb der Truppe rezipierten Militärzeitschrift *Die Wehrmacht* sowie der sich an ledige Frauen des Mittelstands richtenden Zeitschrift *Die junge Dame*. Die Autorin spricht von ungefähr 20.000 zwischen 1939 und 1945 veröffentlichten Bildern, mehr als die Hälfte davon Aufnahmen von Propagandakompanien, die sie verschlagwortet und mit anderen Bildern aus der Zeit des Nationalsozialismus, aber auch aus jener des Ersten Weltkriegs und der Weimarer Republik verglichen habe. Anhand einer Auswahl aus dieser enormen Menge an Quellenmaterial veranschaulicht sie »exemplarisch Verdichtungen der visuellen Berichterstattung, auffallende Kontinuitäten [...] sowie de[n] Wandel in den Bildwelten« (S. 35) während des Kriegs.

Dreh- und Angelpunkt der Studie ist die Inszenierung von Heldenfiguren, die wesentlich mehr umfasse als nur »Kraft- und Siegesdarstellungen« oder der »Tröst- und Sinnstiftung« (S. 23) dienende Fotografien. Im Kern geht es Marstaller darum, wie die Bilder der Illustrierten den Blick auf den Krieg prägten, womit sowohl der Blick auf die deutschen Soldaten und ihre Gegner als auch der auf die deutschen Frauen in der Heimat gemeint ist. Der Autorin zufolge etablierten die Bilder »Wahrnehmungslenkungen« (S. 14) und »Denkmuster« (S. 26), die das Handeln im Krieg sowie die Aushandlung von Geschlechterordnungen beeinflussten. Vor allem schufen sie einen Aggression und Verbrechen legitimierenden Gewaltraum: die Kulisse einer ständigen Bedrohung durch niederträchtige, verbrecherische Feinde, deren Bekämpfung zur Pflicht gegenüber der Volksgemeinschaft erhoben wurde.

Marstaller arbeitet Struktur und Funktion der nationalsozialistischen Kriegsfotografien heraus, indem sie diese auf mehreren Ebenen als Gesten begreift. Medium, Motiv, Komposition und Text-Bild-Verhältnis vollziehen nach ihrer Lesart Akte des Zeigens, die

Aufforderungscharakter besitzen. Zu Recht plädiert die Autorin dafür, die Ästhetik der Bilder ernst zu nehmen und zu fragen, wie diese den Deutschen den Krieg und ihre eigene Rolle darin vor Augen führten. Sehr fokussierte Close Readings legen unter anderem dar, wie Propagandabilder es vermochten, durch Gesten des Zeigens, Blickens und Zielens das Ideal einer »kriegerische[n] Männlichkeit« (S. 102) zu vermitteln. Wie sich die unterstellte Wirkmacht der Bilder zu ihrer tatsächlichen verhält, bleibt jedoch weitestgehend offen.

Der gelegentlich geäußerten Auffassung, die Bilder der nationalsozialistischen Propaganda seien mehrheitlich als nicht glaubwürdig angesehen worden, widerspricht Marstaller. Auch die These einer Top-down-Manipulation der deutschen Bevölkerung durch die Propaganda lässt sie nicht gelten. Mit dem Begriff der Geste bewegt sich die Autorin zwischen diesen beiden Polen: Einerseits betont sie den Einfluss der von den Kriegsfotografien transportierten Narrative über den Krieg, die sie in Anlehnung an die Kultursemiotik von Roland Barthes und mit großem stilistischen Aufwand als Mythen beschreibt. Andererseits beharrt sie darauf, dass es jederzeit möglich gewesen sei, eine kritische Distanz zu den Bildern einzunehmen. Dabei bezieht sie sich – etwas überraschend – auf die gestische Zurschaustellung gesellschaftlicher Wirklichkeit im epischen Theater Bertolt Brechts, mithin auf eine der nationalsozialistischen Propaganda diametral entgegengesetzte Form der kulturellen Produktion. Letztlich betrachtet Marstaller Heldenfotografien als »Kippbilder, die entweder die von der Gemeinschaft Ausgestoßenen oder die Vorbilder der Gemeinschaft erkennen ließen« (S. 317), ohne allerdings näher darauf einzugehen, was dies auf der Ebene der Rezeption jeweils voraussetzte.

Die Art und Weise, wie Marstaller über den Begriff der Geste die Botschaften nationalsozialistischer Kriegsfotografien aufschlüsselt, ist eindrucksvoll. Eine grundlegende Erkenntnis der Studie besteht darin, dass die Bilder den Krieg entkonkretisieren: Mit Ausnahme einiger Kampfberichte der Propagandakompanien blenden sie das Schlachtgeschehen weitestgehend aus und ersetzen es durch ein raumzeitlich unbestimmtes, atmosphärisch aufgeladenes Vorher beziehungsweise Nachher. Die »Berausung an der Gewalt« (S. 276), ja sogar »Freude [...] an der Vernichtung« (S. 277 f.), die Marstaller in einigen Fotografien erkennt, wird nicht zuletzt durch die Rhetorik der Texte erzeugt, die den Anblick des Kriegs in den Illustrierten rahmen. Die Interaktion von Wort und Bild in nationalsozialistischen Propaganda-Illustrierten ist ein wesentlicher Aspekt, der anknüpfend an Marstallers aufschlussreiche Untersuchung weiterer Diskussion bedarf.

Axel Bangert  
Köln

## Hanseatische Netzwerke im besetzten Polen



**Felix Matheis**

*Hanseaten im »Osteinsatz«.  
Hamburger und Bremer Handelsfirmen  
im Generalgouvernement 1939–1945*  
Göttingen: Wallstein Verlag, 2024, 455 S.,  
€ 42,—

Das besetzte Polen, vor allem das sogenannte Generalgouvernement, war von Anfang an Objekt einer rücksichtslosen Ausbeutungspolitik seitens der deutschen Besatzer. Was nicht niet- und nagelfest war, wurde fortgeschafft – im Privaten wie im Offiziellen. Hieran waren viele Akteure beteiligt, unter anderen auch Bremer und Hamburger Handelsfirmen. Den Hintergründen, der Praxis und der Bedeutung ihrer Tätigkeit im Generalgouvernement geht Felix Matheis in seiner Hamburger Dissertationsschrift nach.

Warum waren es gerade hanseatische Firmen, die besonders aktiv im (Groß-)Handel im Generalgouvernement waren? Diese Frage drängt sich angesichts ihrer hohen Zahl im besetzten Osteuropa auf, zumal sie damit weitab ihres eigentlichen Markts operierten. Vor allem seit Kriegsbeginn befanden sich die klassischen Übersee Händler in einer Krise, da beträchtliche Teile ihrer Märkte wegbrachen. Matheis untersucht auf breiter Quellengrundlage, wie Unternehmen, die Hansestädte und die NSDAP gemeinsam versuchten, neue Märkte zu erschließen und die Verdrängung jüdischer Betriebe auszunutzen.

Mit der Besetzung Polens eröffneten sich schließlich neue Perspektiven, die zuvor in Österreich und Tschechien noch nicht vorhanden gewesen waren. Nachdem nach einer chaotischen Anfangszeit im Frühjahr 1940 die Wirtschaftspolitik im Generalgouvernement neu ausgerichtet worden war, kamen die Hanseaten zum Zuge. Der Hamburger Gauleiter Karl Kaufmann, die dortige Handelskammer und Hanseaten in Schlüsselpositionen bildeten dabei ein zentrales Netzwerk, das den Hanseaten wesentliche Vorteile verschaffen konnte.

Sie nutzten die Gunst der Stunde und Interessenüberschneidungen zwischen Betrieben und Besatzungsverwaltung gekonnt. Das Generalgouvernement war von besonderer Bedeutung für die Versorgung der deutschen Bevölkerung mit landwirtschaftlichen Produkten. Um das Versorgungsniveau im Reich auch während des Kriegs aufrechtzuerhalten wurde das besetzte Polen auf Kosten der Menschen dort ausgebeutet. Den Schmierstoff für dieses System brachten die Kaufleute aus Hamburg und Bremen mit. Durch den weggebrochenen Überseehandel waren ihre Lager voll, während es

der Landbevölkerung in Polen an vielem mangelte. Die deutschen Firmen lieferten Konsumgüter, die es ermöglichten, ein Prämiensystem zu installieren, das die Bauern zur Ablieferung der auferlegten Kontingente motivieren sollte. Wo dies nicht ausreichte, traten Gewalt und Terror seitens der Besatzer hinzu.

Besonders profitabel gestaltete sich dieses Ausbeutungssystem durch die der polnischen Bevölkerung oktroyierte Preisgestaltung sowie durch einen Zufluss geraubter Güter aus den Beständen jüdischer Händler. Deren Verdrängung war ein weiterer Faktor für den Profit der deutschen Unternehmen. Der promovierte Volkswirt Walter Emmerich, der in den 1930er Jahren in der hamburgischen Wirtschaftspolitik aufgestiegen war, leitete in Krakau das Hauptamt für Wirtschaft. Als solcher war er Promotor und tragende Säule der deutschen Ausbeutungspolitik im Generalgouvernement, und zugleich agierte er von dort aus als effizienter Lobbyist der hanseatischen Kaufleute, die schließlich in den meisten Landkreisen als Großhändler die Schlüsselpositionen besetzten.

Matheis zeigt eindrücklich, warum es gerade hanseatische Handelshäuser waren, nicht selten mit langjähriger Erfahrung im Übersee- und Kolonialgeschäft, die »im Osten« aktiv wurden. Das Ineinandergreifen von Unternehmensinteressen und Stadtpolitik, gezielte Netzworkebildung und strategische Interessenpolitik und nicht zuletzt auch eine im Kolonialgeschäft geschulte »Herrenmenschen«-Mentalität ließen sie eine Schlüsselfunktion in der deutschen Besatzungspolitik einnehmen. Matheis weitet so den Blick auf die deutsche Besatzungsherrschaft in Polen und bindet sie stärker zurück an das Deutsche Reich. Die NS-Besatzung in Polen – und nicht nur dort – war ein Zusammenspiel privater und staatlicher sowie lokaler, regionaler und überregionaler Instanzen, im besetzten Gebiet wie im Deutschen Reich. Mit den Hanseaten hat Matheis eines dieser tragenden Netzwerke erhellend untersucht und die Hamburger und Bremer Kaufleute als wichtige Elemente der NS-Juden- und Ausbeutungspolitik sichtbar gemacht und eingeordnet. Abseits mancher oft ebenso aufgeregt wie abstrakt geführter Debatten über den Zusammenhang zwischen Kolonialismus und Holocaust kann Matheis fundiert und argumentativ überzeugend konkrete Verbindungslinien ziehen – mental und personell. Solche empirischen Erdungen können, das ist einer der zahlreichen Vorzüge von Matheis' Buch, viel zum Verständnis der deutschen Besatzungsherrschaft vor allem in Ostmitteleuropa und der Mentalität der »Herrenmenschen«, die dort walteten, beitragen.

Markus Roth  
*Fritz Bauer Institut*

## Französische »Geheimpriester« in den Adlerwerken



**Jean-François Ameloot, Herbert Bauch, Thomas Schmidt (Hrsg.)**

*Französische Priester und Arbeiterjugendliche in geheimer Mission.*

*Unter französischen Zwangsarbeitern in den Adlerwerken Frankfurt am Main 1942–1945*  
Frankfurt am Main: Brandes & Apsel, 2023, 188 S., € 19,90

Das Anliegen dieses Bands ist es, die Leistungen französischer katholischer Laien und Priester als Seelsorger in deutschen Zwangsarbeitslagern zu würdigen. Wie fast alle gesellschaftlichen Einrichtungen in Deutschland beschäftigten auch die Kirchen während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter. Etwa seit dem Jahr 2000 gibt es hierzu Untersuchungen und immer wieder auch Ausstellungen, zudem wurden schließlich auch Entschädigungen im Rahmen der von der Bundesregierung und der deutschen Industrie gemeinsam ins Leben gerufenen Stiftung Erinnerung Verantwortung und Zukunft gezahlt. Die katholische Kirche beteiligte sich hieran aber nicht, vielmehr koordinierte der Caritasverband die Entschädigungsleistungen und die Bistümer betrieben selbstständig Forschungen. So wurde ein breites Wissen über Zwangsarbeit in der katholischen Kirche, aber auch über kirchenspezifische Aspekte, wie die Seelsorge unter Zwangsarbeitern und Zwangsarbeiterinnen, erschlossen.

Joachim Rotberg, der im vorliegenden Band einen sehr hilfreichen einleitenden Überblick zum Stand der Forschung gibt, hat 2014 eine solche Studie über Zwangsarbeit im Bistum Limburg zwischen 1939 und 1945 publiziert. Es wird deutlich, dass Zwangsarbeit auch in kirchlichen Einrichtungen entsprechend den rassistischen Vorgaben und den ökonomischen Interessen des NS-Regimes genutzt wurde. Die Ausbeutung der Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter steht aber nicht im Mittelpunkt von Rotbergs Interesse. Er beschreibt, wie gefährlich es für Priester war, ihr kirchliches Amt unter Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern auszuüben. Im Jahr 1943 ließen die deutschen Bischöfe einen Hirtenbrief verlesen, der das Recht der »fremdstämmigen Arbeiter« auf religiöse Betreuung betont. Umgesetzt wurde diese Maxime aber nur selten und, wenn doch, dann unter Gefahr für die Geistlichen: Die NS-Justiz strengte immer wieder Verfahren unter anderem wegen »Polenseelsorge« an (S. 35). Rotberg stellt fest, dass französische Kriegsgefangene und Zwangsarbeitskräfte für die katholische Seelsorge besonders schwer zu erreichen waren.

Am Beispiel des Frankfurter Stadtteils Gallus veranschaulicht Rotberg das Netzwerk der Seelsorge und des menschlichen Beistands, das katholische Aktivist:innen, die fast alle zur Jeunesse Ouvrière Chrétienne (JOC) gehörten, in Deutschland aufbauten. So konnten Taufen abgehalten, Sterbesakramente erteilt und auch Beichten abgenommen werden (S. 44). Religiöse Einkehrtage, aber auch ein Streik von etwa 400 Arbeitern 1943 ging auf diese Männer zurück. Das JOC war in etwa 400 Städten und Gemeinden in Deutschland aktiv. Seit 1943 traten ihnen »prêtres clandestins«, also Priester, die sich zur Zivilarbeit in Deutschland verpflichtet hatten, zur Seite. Das Netzwerk der JOC-Aktivist:innen und der »geheimen Priester« funktionierte, bis es von der Gestapo zerschlagen werden konnte.

Der Fokus der im vorliegenden Band präsentierten Berichte liegt auf der Zwangsarbeit für die Adlerwerke im Frankfurter Stadtteil Gallus. Im Mittelpunkt steht die deutsche Übersetzung des Erfahrungsberichts von Abbé René Fraysse, der als Priester freiwillig zum Arbeitseinsatz ins Reich ging. Der Bericht ist bereits 1946 in Frankreich erschienen. Ergänzt wird er durch weitere Quellen, darunter die Erinnerungen des JOC-Aktivist:innen Duilio Balduini, die einen sehr unmittelbaren Einblick in die Erfahrungswelt eines jungen katholischen Arbeiters geben, der die Zeit als Zivilarbeiter nur knapp überlebte (S. 97–126).

Auch wenn der Fokus auf der Rolle der katholischen Aktivist:innen und Akteure liegt, bietet der mit Literaturverweisen versehene Band einen guten Einstieg in das komplexe Thema der Zwangsarbeit im NS-Staat. Die aus dem Französischen übersetzten Texte hätten allerdings ein gründlicheres Lektorat verdient gehabt.

Mit der Veröffentlichung dieser Selbstzeugnisse verfolgen die Herausgeber eine Perspektive, die Thomas Schmidt, bis 2023 Gemeindepfarrer der St. Gallus-Gemeinde, als »Impulse für die Kirche« bezeichnet. Schmidt betont abschließend den großen Einsatz der jungen katholischen Christen aus Frankreich, die sich als Zwangsarbeiter nach Deutschland begaben, um dort als »Geheimpriester« zu wirken: »Sie haben sich eingemischt, sind ins »Milieu« gegangen und haben nicht gewartet, dass jemand in die Kirche kommt« (S. 173). Dieser Aktivismus sei eine christliche Mission aus dem Geist der »Arbeiterpriester« gewesen.

Das Buch ist auch ein Ergebnis der aktiven Geschichtsforschung von Laien im Stadtteil Gallus, die, wie die Herausgeber schreiben, im »Geschichtsort Adlerwerke. Fabrik, Zwangsarbeit, Konzentrationslager« seit kurzem einen Ort gewonnen haben, der ihre Arbeit begleitet und dabei hilft, sie sichtbar zu machen.

Gottfried Kößler  
Frankfurt am Main

## »Euthanasie«-Verbrechen in der Tötungsanstalt Bernburg



**Stiftung Gedenkstätten Sachsen-Anhalt (Hrsg.)**

*Die Vernichtung der »Unbrauchbaren«.  
NS-Gesundheits- und Rassenpolitik am  
Beispiel der »Euthanasie«-Anstalt Bernburg*  
Bearbeitet von Ute Hoffmann  
Berlin: Metropolis Verlag, 2022, 156 S., € 20,–

Unter dem Titel »Die Vernichtung der Unbrauchbaren« ist 2018 die neue Ausstellung der Gedenkstätte Bernburg eröffnet worden. Nun liegt auch ein Ausstellungskatalog vor, der die Inhalte und Abbildungen der Ausstellung wiedergibt. Die Veröffentlichung richtet sich an ein breites Publikum.

Einleitend werden zunächst der Ort – die Landes-Heil- und Pflegeanstalt für Geisteskranke zu Bernburg – und seine Funktion bis 1933 umrissen. Anschließend folgen die Darstellung des Beginns und der Organisation der zentralen NS-Krankenmorde sowie die Entscheidung zur Einrichtung einer Tötungsanstalt in Bernburg im Herbst 1940. Danach erst werden Diskussionen über Sterbehilfe und deren Ausweitung auf nicht entscheidungsfähige Personen vom ausgehenden 19. Jahrhundert bis zur Weimarer Republik behandelt. Auf eine Thematisierung der Eugenik und ihrer deutsch-völkischen Radikalvariante, der Rassenhygiene, als biopolitische Leitidee wird verzichtet. Die Entscheidung zur systematischen Ermordung psychisch kranker und geistig beeinträchtigter Menschen wird als eine ökonomisch-utilitaristisch motivierte Vernichtung von nicht produktiven Personen gedeutet. In dieser Interpretation war der Weg dorthin kein Prozess mit unterschiedlichen Dynamiken, sondern ein intentional angelegtes Programm um den rassistischen Eroberungskrieg zu ermöglichen. Welche Bedeutung die Rassenhygiene bei der Etablierung der Kategorien »minderwertig« beziehungsweise »unbrauchbar« hatte, wird nicht beleuchtet.

Da sowohl die Ausstellung als auch der Katalog das interdependente Verhältnis von »Euthanasie«-Diskussion und Rassenhygiene nicht thematisieren, entsteht im Ergebnis eine Leerstelle. Dies zeigt sich im Kapitel »Gesundheits- und Sozialpolitik im Nationalsozialismus«. Unvermittelt werden hier die 1934 beginnenden Zwangssterilisationen dargestellt – eine zentrale rassenhygienische Forderung. Der inhaltliche Bruch wird auch daran deutlich, dass hierbei nicht die sonst verwandte Kategorie »unbrauchbar«, sondern »erbkrank« genutzt wird.

Mit Beginn des Zweiten Weltkriegs folgte der »Fortpflanzungsauslese« die »Lebensauslese« – also die zentralen NS-Krankenmorde. Am Beispiel Bernburg werden die Abläufe von der Selektion

der Opfer über die Verlegungssystematik bis zur Umsetzung und Verschleierung der Morde dargestellt. Infolge der intentionalen Deutung der zentralen Krankenmorde wird auch deren Einstellung im August 1941 nicht als Abbruch, sondern als bewusste Entscheidung zur Änderung der Methode im Sinne einer Dezentralisierung verstanden. Die spezifischen Entwicklungspfade, die im Anschluss zu den regionalisierten Krankenmorden führten, bleiben unerwähnt. Stattdessen heißt es, die Kanzlei des Führers sei weiterhin für die Umsetzung der Morde zuständig geblieben. Die Darstellung fällt hier hinter den Forschungsstand zurück.<sup>1</sup>

Es folgen Kapitel zur Ausweitung der Morde auf arbeitsunfähige und kranke KZ-Häftlinge und zur Rolle des Personals der »Euthanasie«-Tötungsanstalten in den Vernichtungslagern der »Aktion Reinhardt«. Die Kapitel zur Nachgeschichte der Krankenmorde in Bernburg nehmen die unzureichende juristische Aufarbeitung sowie die erstaunlich frühe, wenn auch ambivalente Memorialisierung der »Euthanasie«-Verbrechen in Bernburg in den Blick. Damit endet die Darstellung.

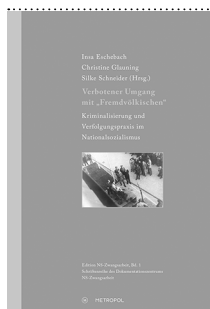
Fragen an die Gegenwart, die sich aus der Vergangenheit ableiten, etwa zu den Lebensbedingungen psychisch erkrankter oder behinderter Menschen oder auch zu den Diskussionen über die Liberalisierung von Sterbehilfe, werden nicht gestellt. Auffallend ist auch die Abwesenheit der Opfer. Deren Perspektiven und Lebensgeschichten fehlen weitgehend. Während in der Gedenkstätte Bernburg Medienstationen vertiefende biografische Informationen zur Verfügung stellen, fanden diese im Katalog leider keine Aufnahme. Problematisch ist, dass Dokumente, die überhaupt Bezug auf die Opfer nehmen, teilweise ohne Erläuterung anonymisiert wurden. Dies erfolgte in einer Form, die beim Betrachten nicht deutlich macht, dass die Anonymisierung erst nachträglich vorgenommen wurde.

Insgesamt erhalten die Leserinnen und Leser zwar einen kompakten Überblick zur Rolle Bernburgs bei den NS-Krankenmorden, die jeweiligen Themen werden kurz und treffend dargestellt und illustriert. Aber gerade die Bedeutung der Inhalte hätte einen Begleitband, der die formulierten Thesen breiter behandelt und so zur Forschungsdiskussion beiträgt, wünschenswert gemacht.

Hagen Markwardt  
Pirna

1 Vgl. Brigitte Kepplinger, »Regionalisierter Krankenmord. Voraussetzungen und Strukturen der nationalsozialistischen Patiententötung außerhalb der zentral gesteuerten Programme«, in: Bertrand Perz u.a. (Hrsg.), *Schlussbericht der Kommission zur Untersuchung der Vorgänge um den Anstaltsfriedhof des Psychiatrischen Krankenhauses in Hall in Tirol in den Jahren 1942 bis 1945*, Innsbruck 2014, S. 49–82.

## Privatleben, Krieg und Ideologie



**Insa Eschebach, Christine Glauning,  
Silke Schneider (Hrsg.)**

*Verbotener Umgang mit »Fremdvölkischen«.  
Kriminalisierung und Verfolgungspraxis  
im Nationalsozialismus*

Berlin: Metropol Verlag, 2023, 316 S., € 22,–

Die Verfolgung der privaten Beziehungen,  
die in der Kriegsgesellschaft im NS-Staat

Deutsche mit Ausländerinnen und Ausländern beziehungsweise »Fremdvölkische« untereinander pflegten, ist in der Erinnerungskultur in Deutschland kaum beachtet worden. Die Forschung hat die Thematik und ihre Relevanz für Analysen der Spannungen, die sich zwischen ideologischen Vorgaben und den Anforderungen der Kriegswirtschaft oder zwischen privaten Leitbildern und Bedürfnissen sowie politischen Normen ergeben konnten, erst verhältnismäßig spät entdeckt.<sup>1</sup>

Das Buch resultiert aus zwei Tagungen (2016 und 2019). Die Tagungsorte – die Gedenkstätten Ravensbrück und Hinzert – wiesen bereits auf die transnationale Dimension und die facettenreiche Multiperspektivität des Themas hin. Der Sammelband stellt die Verfolgung des »verbotenen Umgangs« in den Gesamtkontext nationalsozialistischer Rassenpolitik. Zudem fragt er nach Traditionslinien von Volkstums-, Familien- und Genderpolitik, die zurück ins Kaiserreich und in Debatten der Kolonialzeit sowie weit über die vermeintliche Zäsur von 1945 hinaus in die Bundesrepublik hineinreichen; der Umgang der DDR mit dieser Vergangenheit scheint nur schemenhaft auf.

Der Band führt die ganze Bandbreite von Verhaltensweisen vor Augen, die von denunziationswilligen Volksgenossen und Volksgenossinnen, von den Sicherheitsbehörden, der NS- und später der konservativen Justiz als »verbotener Umgang« klassifiziert werden konnten. Es ging in den Fällen nicht nur um private Freundschaften oder Liebesverhältnisse, sondern auch um solidarisches Handeln, um Mitmenschlichkeit in Zeiten des Kriegs. Dazu kamen, seltener, Versuche, Widerstandshandlungen zu unterstützen. Die Motive, aus denen heraus Nachbarinnen und Nachbarn, Arbeitgeber und Arbeitgeberinnen oder gar Verwandte derartige Beziehungen anzeigten,

waren breit gestreut. Sie reichten von ideologischer Überzeugung bis hin zu privaten Streitigkeiten.

Die Antworten des Regimes auf Verstöße gegen das Kontaktverbot waren früh in Erlassen über den Umgang Deutscher mit Kriegsgefangenen, Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeitern formuliert. Diese argumentierten in Teilen militärisch, waren indes immer auch genderpolitisch und rassenideologisch aufgeladen. Dabei wurde in der Verfolgungspraxis zumindest ab 1943/44 dem kriegswirtschaftlichen Bedarf an Arbeitskräften mitunter mehr Gewicht eingeräumt als rassenideologischen Prämissen. Die Beiträge konzentrieren sich hinsichtlich der »Fremdvölkischen« vornehmlich auf polnische und französische Gefangene und Zwangsarbeitskräfte. Zudem legen die Artikel den Akzent auf den polizeilichen und richterlichen Umgang mit Deutschen, die des »verbotenen Umgangs« verdächtig waren. Unter diesen waren es vor allem Frauen, deren Mut zum Privatleben als Verrat am eigenen Volk und Staat bewertet wurde. Dennoch: Der »verbotene Umgang« war kein »Frauendelikt« (S. 252), da die männlichen Partner oder Kontaktpersonen ihrerseits mit harscher Verfolgung zu rechnen hatten. Für die Untersuchung der männlichen nichtdeutschen Perspektive ist die Quellenlage indes noch schwieriger und unvollständiger als für die deutschen Betroffenen.

Ungeachtet dieser Lücken schlägt der Band mit seiner klugen multiperspektivischen Konzeption wichtige Schneisen; dass man diverse Befunde mehrfach liest, ist unvermeidlich. Neben einzelnen Gruppen werden auch komplexe Einzelschicksale dokumentiert und über verschiedenartige Verfolgungs- und Haftorte zahlreiche wichtige Aspekte und Differenzierungen des öffentlichen und bürokratischen Umgangs mit den »Täterinnen« und »Tätern« gezeigt. Hierzu zählen etwa eindrucksvolle Erkenntnisse über generationsübergreifende Erfahrungen von Kindern, die aus verbotenen Beziehungen stammten. Ebenfalls aufschlussreich ist die Diskussion über Deutsche, die sich mit dem Regime gemein machten, um Frauen öffentlich zu demütigen und Männer an den Galgen zu bringen. Schließlich ist bemerkenswert, dass entsprechende Beziehungen unter den ausländischen Gefangenen selbst mitunter als Kollaboration betrachtet und strikt abgelehnt wurden. In diesem Zusammenhang fällt bei der Lektüre einmal mehr auf, dass ohne eine Aufarbeitung der Schicksale sowjetischer Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter das Thema kaum angemessen behandelt werden kann: Sie stellten nicht nur die größte Gruppe ziviler Zwangsarbeitskräfte, sondern wurden sowohl mit deutschen als auch mit stalinistischen Postulaten über einen aus unterschiedlichen Gründen »verbotenen Umgang« konfrontiert. Der Band bietet insgesamt vielfältige Denkanstöße, um die Thematik weiter zu verfolgen.

Andreas Hilger  
Tbilissi/Georgien

<sup>1</sup> Vgl. zuletzt Raffael Scheck, *Love between Enemies. Western Prisoners of War and German Women in World War II*, Cambridge 2021; Matthias Reiss, Brian K. Feltman (Hrsg.), *Prisoners of War and Local Women in Europe and the United States, 1914–1956. Consorting with the Enemy*, Cham 2022.

## NS-Verfolgung forensischer Patienten



**Erhard Knauer (Hrsg.)**

*Leben in Haus 5. Die Geschichte des Bewahrungshauses in Düren. Transporte in die Vernichtung von 1940 bis 1944*

Köln: Psychiatrie Verlag, 2022, 115 S., € 22,–

Die Geschichtsschreibung über die Psychiatrie in Deutschland ist von Fallstudien über einzelne Einrichtungen geprägt. Die historische Entwicklung der rheinländischen Heil- und Pflegeanstalt Düren wurde bereits ausführlich untersucht.<sup>1</sup> Die dreibändige Reihe »Leben in Haus 5« beschäftigt sich nun vertiefend mit einem Aspekt der Geschichte dieser Anstalt: den forensischen Patientinnen und Patienten. Als solche galten Personen, die im Rahmen von Strafverfahren als nicht oder nur bedingt zurechnungsfähig eingestuft und daher anstatt in eine Hafteinrichtung polizeilich oder gerichtlich in eine Heil- und Pflegeanstalt eingewiesen wurden. Die drei Bände nehmen die Situation dieser Patientinnen und Patienten in der Heil- und Pflegeanstalt Düren erstens während des Kaiserreichs und der frühen Weimarer Republik, zweitens in der Zeit der NS-Krankenmorde (wie im vorliegenden Band) und drittens in der Bundesrepublik bis Mitte der 1980er Jahre in den Blick, wobei letztere Veröffentlichung maßgeblich auf Zeitzeugeninterviews basiert.<sup>2</sup> Obwohl alle drei Bücher als Ausstellungskataloge konzipiert sind, existiert bislang lediglich eine Ausstellung über die Situation in der Nachkriegszeit. Der hier besprochene Band, der die NS-Zeit zum Gegenstand hat, wurde von dem 2022 verstorbenen ehemaligen ärztlichen Direktor der Rheinischen Kliniken Düren, Erhard Knauer, herausgegeben und gemeinsam von ihm, dem Historiker Stephan Stracke und dem Mediziner und Historiker Peter Liebermann verfasst.

In Düren gab es vergleichsweise früh eine forensische Abteilung. Ab 1900 wurde in der Heil- und Pflegeanstalt ein besonders gesichertes »Bewahrungshaus« für polizeilich eingewiesene »irre Verbrecher« genutzt. Das »Gewohnheitsverbrechergesetz« vom November 1933 ermöglichte es, mit dem Paragraphen 42b des Strafgesetzbuchs nicht zurechnungsfähige Delinquenten gerichtlich in einer Anstalt unterzubringen. Der Band schildert das Schicksal hiervon Betroffener in Düren.

Ab 1940 wurden sie in besonderem Maße verfolgt. So fanden zwei größere Transporte forensischer Patienten in die sächsische Heil- und Pflegeanstalt Waldheim statt, die kurz darauf von dort aus in die »T4«-Tötungsanstalt Brandenburg an der Havel verlegt und dort ermordet wurden. Der Band rekonstruiert auch zwei Transporte 1944 in die KZ Buchenwald und Mauthausen und untersucht den Weg der Betroffenen – ein Novum in der Forschung zu dieser Verfolgengruppe. Dabei wird auf die Biografien und, wo ermittelbar, auch auf Zeugnisse von Betroffenen und Ärzten eingegangen. Zugleich untersuchen die Autoren die Handlungsspielräume der beteiligten Ärzte, Pfleger und Verwaltungsbeamten.

Erstmals in der Forschung zu diesem Themengebiet geht der Band auch auf die Nachgeschichte nach 1945 ein. Er rekonstruiert, welche Rolle Verfolgungsmaßnahmen spielten, die sich gegen forensische Patientinnen und Patienten richteten, als die Justiz gegen Ärzte und leitende Beamte des Landschaftsverbands Rheinland ermittelte, die an NS-Krankenmorden beteiligt waren. Hierbei befassen sich die Autoren mit einzelnen Betroffenen sowie späteren Dürener Forensikpatienten, die als Zeugen beziehungsweise als Anzeigsteller zu Akteuren der juristischen Aufarbeitung wurden. Neben der Rekonstruktion der letztlich folgenlos gebliebenen Strafermittlungen trägt die Darstellung erinnerungskultureller Aktivitäten wie Gedenktafeln und Ausstellungen dazu bei, dass dieses Kapitel deutlich ausführlicher ist als die vorausgegangenen. Das ehemalige »Bewahrungshaus« dient heute als Psychiatriegeschichtliches Dokumentationszentrum.

Der Band wird durch den Rückblick des Co-Autors Peter Liebermann auf die von ihm mitkurierte Teil-Ausstellung »Heilen und Vernichten im Nationalsozialismus« ergänzt, die 1985 in Köln gezeigt wurde und unter anderem die Krankenmorde in den rheinländischen Heil- und Pflegeanstalten zum Gegenstand hatte. Da der Beitrag jedoch nicht auf die Besonderheiten der NS-Verfolgung von forensischen Patientinnen und Patienten eingeht, bleibt sein Zweck im Rahmen der Publikation unklar. Das Buch stellt zwar keineswegs die erste Fallstudie zur Geschichte forensischer Anstaltspatientinnen und -patienten dar.<sup>3</sup> Besonders in der Zusammenschau mit den anderen beiden Bänden der Reihe handelt es sich jedoch um eine Arbeit, die über die Schicksale der in der Heil- und Pflegeanstalt aus forensischen Gründen untergebrachten Patientinnen und Patienten hinaus den Fokus auf Kontinuitäten legt und den Forschungsstand um erste Fallanalysen zur KZ-Haft von Betroffenen und zur juristischen wie erinnerungskulturellen Nachgeschichte erweitert.

Jens Kolata

Fritz Bauer Institut

1 Vgl. Erhard Knauer, Friedel Schulz, Heinz Lepper (Hrsg.), *125 Jahre Rheinische Kliniken Düren 1878–2003. Gestern – heute – morgen. Von der Provinzialanstalt zur Fachklinik*, Köln 2003.

2 Vgl. Erhard Knauer (Hrsg.), *Leben in Haus 5. Die Geschichte des Bewahrungshauses in Düren. Die ersten Patienten von 1900 bis 1923*, Köln 2022; ders. (Hrsg.), *Leben in Haus 5. Die Geschichte des Bewahrungshauses in Düren. Zeitzeugen berichten über 1950–1986*, Köln 2018.

3 Vgl. Klaus Ulrich Morlock, *Die forensischen Patientinnen und Patienten der Heil- und Pflegeanstalt Zwiefalten 1933–1945*, Tübingen 1999; Sonja Schröter, *Psychiatrie in Waldheim/Sachsen (1716–1946). Ein Beitrag zur Geschichte der forensischen Psychiatrie in Deutschland*, Frankfurt am Main 1994.

## Selbstbilder und Selbstdarstellungen eines Einsatzgruppentäters



**David Tüscher**

*Einer von den Normalen.*

*Biographie und narrativer Selbstentwurf des NS-Direktäters Dr. Erich Isselhorst*

Weilerswist: Velbrück-Verlag  
Wissenschaft, 2022, 376 S., € 44,90

Fast alle biografischen Studien über Täter des Holocaust haben das Manko, dass nur wenige Quellen vorliegen, die Aufschluss über die subjektive Dimension des Täterhandelns geben. Wenn überhaupt Selbstzeugnisse vorliegen, handelt es sich zumeist um retrospektive Apologien. Auf dieser Grundlage lassen sich zwar nachträgliche Rechtfertigungsstrategien untersuchen, Aussagen über das Denken und Handeln in der NS-Zeit sind jedoch mit großen Unsicherheiten behaftet. Insofern ist die als Dissertation an der Ruhr-Universität Bochum entstandene Studie von David Tüscher über den SS-Einsatzgruppenoffizier und Befehlshaber der Sicherheitspolizei Straßburg, Erich Isselhorst, eine willkommene Ausnahme. Denn sie stützt sich unter anderem auf ein Tagebuch, in dem Isselhorst zwischen Januar 1942 und Dezember 1943 seinen »Einsatz« in der besetzten Sowjetunion detailliert beschrieb. Hinzu kommen Fotografien aus der Kriegszeit, private Korrespondenz sowie autobiografische Schriften. Letztere entstanden, nachdem Isselhorst, im Juni 1945 von den Alliierten verhaftet, zum Tode verurteilt worden war.

Tüscher charakterisiert den 1906 im Elsass geborenen Juristen als »Direktäter, der auch nach dem Krieg von den ideologischen Zielen des NS überzeugt blieb« (S. 15), und als Angehörigen der von Michael Wildt untersuchten »Generation des Unbedingten«, die das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamts dominierte. Nach Stationen bei der Gestapo in Erfurt, Köln, Klagenfurt und München wurde Isselhorst Anfang 1942 in die Sowjetunion versetzt. Dort war er zunächst Stellvertreter des Leiters der Einsatzgruppe B, Erich Naumann. Es folgten Verwendungen als Führer von Einsatzkommandos und als Kommandeur der Sicherheitspolizei in Minsk. Bis Ende 1943 wurden unter seinem Kommando zehntausende Juden, vermeintliche Partisanen und sowjetische Zivilisten ermordet. Von den Alliierten wurde Isselhorst jedoch nicht deshalb vor Gericht gestellt und zum Tode verurteilt, sondern wegen der Erschießung britischer Fallschirmjäger und französischer Widerstandskämpfer, für die er 1944 als Kommandeur der Sicherheitspolizei in Straßburg verantwortlich war.

Tüscher gliedert den Hauptteil seiner Studie in drei Kapitel. Nach einer Auseinandersetzung mit den Herausforderungen und Fallstricken biografischer Methoden rekonstruiert er zunächst Isselhorsts Lebensweg, SS-Karriere und Haftzeit bis zur Hinrichtung 1948. Dabei wirft er anhand der Selbstzeugnisse Schlaglichter auf den Alltag von Einsatzgruppenführern im Vernichtungskrieg. Neben Hinweisen auf weit verbreiteten und allgemein akzeptierten exzessiven Alkoholkonsum sind vor allem Tüschers Überlegungen zu reglementierter und unreglementierter Freizeit auch über die Person seines Protagonisten hinaus relevant.

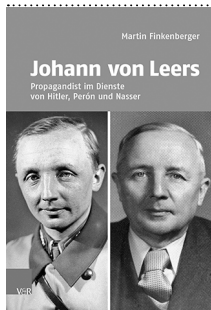
Abschließend widmet sich der Autor dezidiert Isselhorsts Selbstdarstellung, wie sie vor allem in dessen in der Haft verfassten Memoiren zum Ausdruck kommt. Trotz drohender Todesstrafe hielt Isselhorst an dem fest, was er als »die Ideale« des Nationalsozialismus verstand. Das Feindbild des »(jüdischen) Bolschewismus« zählte dazu.

Tüschers Dissertation ist eine gut strukturierte Studie, die viele bedenkenswerte methodische Anregungen enthält. Dies gilt etwa für die Überlegung, die biografische Rekonstruktion und die Auseinandersetzung mit Selbstentwürfen in separaten Kapiteln zu behandeln. Allerdings hält Tüscher diese Trennung nicht konsequent durch, so dass bisweilen unklar bleibt, wann er eine Selbstdarstellung von Isselhorst lediglich zitiert und wann er sie sich zu eigen macht. Zudem wäre es sinnvoll gewesen, die unterschiedlichen kommunikativen Dimensionen auch »privater« Quellen, wie Kriegstagebücher oder Privatbriefe, zu berücksichtigen. Problematisch ist dies vor allem dann, wenn Tüscher Briefe Isselhorsts an seine Ehefrau als Quelle für dessen unverstellte Überzeugungen heranzieht (S. 346 f.).

Schwer nachvollziehbar ist zudem, dass Tüscher sich fast nur auf den Nachlass von Isselhorst stützt. Es stellt sich die Frage, warum etwa die im Bundesarchiv vorhandenen Bestände des ehemaligen Berlin Document Center oder andere dort lagernde Akten nicht ausgewertet wurden. Das ist umso erstaunlicher, als Tüscher im Schlusskapitel die berechtigte Forderung aufstellt, biografische Studien seien mithilfe »strukturanalytischer Erkenntnisse« (S. 354) zu erweitern. Sehr bedauerlich ist schließlich, dass der Text vor der Veröffentlichung nicht gründlich lektoriert wurde. Das Buch enthält viele sprachliche und inhaltliche Ungenauigkeiten, die die Lektüre erheblich erschweren und den Wert dieser gerade in methodischer Hinsicht anregenden Studie deutlich mindern.

Jan Kreutz  
Flensburg

## NS-Netzwerke und Propaganda



**Martin Finkenberger**

*Johann von Leers.*

*Propagandist im Dienste von Hitler,  
Perón und Nasser*

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht,  
2023, 897 S., € 85,–

Johann von Leers (1902–1965) war Experte für Sprachen, Landadeliger, überzeugter Antisemit und SS-Mann. Seine Vita ist vor allem aus zwei Gründen interessant: Von Leers unterhielt weitreichende Netzwerke im »Dritten Reich«, ab 1950 in Argentinien und ab 1956 in Ägypten. Außerdem war er ein Publizist, der eine Vielzahl vor allem antisemitischer Schriften produzierte und weltweit verbreitete. Martin Finkenauer legt nun eine Monografie vor, seine 2021 am Friedrich-Meinecke-Institut verteidigte Dissertation, die sich auch Fragen nach den Netzwerken und der Verbreitung sowie Rezeption der Schriften zu stellen sucht.

In akribischer Detektivarbeit recherchierte Finkenauer in einer Vielzahl von Archiven, um das Leben von Leers' zu rekonstruieren. In der fast 900-seitigen Schrift folgt er dem Protagonisten seiner Geschichte chronologisch von der Kindheit bis zum Tod. Im Grunde ist das Buch zweigeteilt. In der ersten Hälfte bis zum Zweiten Weltkrieg erfährt man, wie von Leers früh einen Radikalisierungsprozess durchlief (S. 44–79) und wie ihn etwa Julius Streicher, Walther Darré, Hans F. K. Günther und Herman Wirth inspirierten (S. 89–163). Das Bild erscheint bereits hier heterogen. Von Leers brach eine Karriere im Auswärtigen Amt ab (S. 80–88) und wurde kein politischer Funktionsträger des NS-Regimes im engeren Sinne. Allerdings spielte er als antisemitischer Hetzredner, Autor weithin beachteter ideologischer Schriften und Professor an der Universität in Jena eine Rolle (S. 89–165, 301–399).

Der zweite Teil des Buchs handelt dem Autor zufolge von der »Nachgeschichte des Nationalsozialismus« (S. 35). Genauer gesagt, geht es aber um eine Nachgeschichte des NS-Regimes. Gerade ein Blick auf von Leers zeigt die Kontinuität der NS-Ideologie über 1945 hinaus. Angesichts dieser Kontinuität erscheint der Begriff »Nachgeschichte« als unzutreffend, da er ein Ende suggeriert. Im Fokus steht das Exil in Argentinien und Ägypten. Dabei blieb von Leers' Erfolg sehr beschränkt. In Südamerika konnte er zwar an der antisemitischen, in weiten Kreisen zirkulierenden Zeitschrift *Der Weg* mitarbeiten (S. 561–599), in Ägypten scheiterte er aber weitestgehend. Gleichwohl unterhielt er an beiden Orten Kontakte zu Akteuren mit ideologischen Schnittmengen zu seinem Denken.

Finkenberger benennt dies mit dem eingehenden Schlagwort der »faschistischen Internationale« (S. 600–609), wobei die Abgrenzung von der »antisemitischen Internationale« (S. 652–688) etwas unscharf bleibt.

Mit seiner Arbeit knüpft Finkenberger an die 2013 von Marco Sennholz verfasste Biografie von Leers' an. Er untersucht zwar neue Quellen, aber die beachtliche Faktenfülle dominiert und Interpretationen werden bisweilen zu zurückhaltend vorgebracht. Ein Beispiel für eine gelungene Schlussfolgerung ist, dass von Leers ein »Weltanschauungstäter« gewesen sei, der die »Vollstrecker der ›Endlösung‹ [...] mit Begründungen« versorgt habe, »die ihrer moralischen Rechtfertigung dienen konnten« (S. 33 f.).

In anderen Fällen ordnet Finkenberger von Leers eher bestehenden Forschungsthemen zu, als diese kritisch zu hinterfragen und wichtige Ergänzungen zu liefern. Weiter reichende Interpretationen bleibt er vielfach schuldig. Beispielsweise schließt der Autor an die bisherige Forschung zu den Netzwerken an, die Fluchtrouten von nationalsozialistischen Straftätern nach 1945 vor allem nach Argentinien möglich machten. Obwohl nicht von Strafverfolgung bedroht, sei von Leers ins Ausland gegangen, weil er für sich keine Zukunft in der jungen Bundesrepublik gesehen habe (S. 542–546). Der Schluss, dass »NS-Belastete« aus verschiedenen Motiven ins Exil gingen, erscheint schon fast trivial.

Darüber hinaus rekonstruiert der Autor zwar die Kontakte von Leers', etwa zu Walther Rauff, und verweist auf das Interesse des Auswärtigen Amts, des Bundesnachrichtendienstes und der CIA an NS-Exilanten. Er lotet die Bedeutung dieser Konstellation jedoch nicht aus, fragt beispielsweise nicht danach, warum deutsche Botschaftsangehörige (ehemalige) Nationalsozialisten deckten. Gleiches gilt für die Interessen des Auswärtigen Amts und der Geheimdienste wie auch der argentinischen und ägyptischen Regierung an diesen Personen im Kontext des Kalten Kriegs oder des Nahost-Konflikts. Die in den Augen des Auswärtigen Amts hohe strategische Relevanz Ägyptens im Rahmen der späten Anerkennung Israels 1965 durch die Bundesrepublik spielt leider im vorliegenden Buch keine Rolle.

Der Gesamttext ist selbst für einen interessierten Leser schwer zugänglich. Dies liegt nicht nur an seinem Umfang. Sehr lange Sätze, Doppelseiten ohne Absatz (etwa S. 406 f., 646 f., 604–642) und ein ausufernder Fußnotenapparat tragen dazu bei. Insgesamt hat das Buch enzyklopädischen Charakter. Es glänzt durch seinen Detailreichtum über das Leben und Wirken von Leers' als eines wichtigen Protagonisten für das Verständnis von antisemitischen Netzwerken und Propaganda.

Benjamin Brendel

*Cambridge/Massachusetts, Marburg*

## Der unmögliche Prozess



**Andrea Erkenbrecher**  
*Oradour und die Deutschen.*  
*Geschichtsrevisionismus, strafrechtliche*  
*Verfolgung, Entschädigungszahlungen*  
*und Versöhnungsgesten ab 1949*  
Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2023,  
674 S., € 84,95

Am 10. Juni 1944 überfielen Einheiten der Waffen-SS-Division »Das Reich« die ländliche Ortschaft Oradour-sur-Glane in Frankreich. Als die Soldaten wieder abzogen, hinterließen sie 643 ermordete Menschen – mehr als die Hälfte Frauen und Kinder – und etwas mehr als 1.000 Überlebende und Hinterbliebene. Der Ort nimmt in der französischen Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg einen besonderen Platz ein. Die Dissertation von Andrea Erkenbrecher zeigt, dass Oradour auch eine deutsche Geschichte und eine Geschichte in Deutschland hat: Oradour ist Ausdruck der Besonderheiten der Vergangenheitspolitik in beiden deutschen Staaten und im wiedervereinigten Deutschland.

Die Autorin bietet eine vielstimmige Geschichte des Kriegsausgangs. Sie zeichnet nach, wie das Massaker in Oradour zum Gründungsereignis der lokalen Identität als »Märtyrerdorf« wurde. Einen erinnerungspolitischen Wendepunkt stellte der Prozess von Bordeaux dar, in dem 1953 insgesamt 21 Angeklagte verurteilt wurden, die am Massaker beteiligt waren, zwei Drittel davon zwangsrekrutierte Elsässer. Auf Druck aus dem Elsass wurden sie später amnestiert. Oradour weigerte sich danach bis in die 1990er Jahre, nationale Gedenkveranstaltungen auszurichten. In Deutschland wurde Oradour, was kaum bekannt ist, zum Symbol der deutsch-deutschen Rivalität: Westdeutschen Strategien, Mitglieder des Regiments nicht zu verurteilen oder auszuliefern, stand der Prozess gegen Heinz Barth in der DDR gegenüber, der zu einer Bühne für »das bessere Deutschland« im Kalten Krieg wurde. Das Buch reflektiert die Prozesse um die Anerkennung des Opferstatus von Oradour zwischen 1949 und 2013, indem es Entschädigungsleistungen, öffentliches Gedenken und strafrechtliche Verfolgung betrachtet. Der Band schließt mit dem Besuch von Bundespräsident Joachim Gauck als erstem deutschen Staatsoberhaupt 70 Jahre nach dem Massaker in Oradour.

Erkenbrecher beginnt damit, wie der 10. Juni in der Nachkriegszeit von der örtlichen Bevölkerung wahrgenommen wurde. Bereits 1944 wurde dem Hauptverantwortlichen Heinz Lammerding auf deren Betreiben vor einem französischen Gericht *in absentia* der Prozess gemacht. Sie zeigt sodann, wie vor allem in Deutschland die Geschichtsschreibung zum Kampf um die Erinnerung zwischen

Opfern und Tätern wurde. Ehemalige Waffen-SS-Angehörige sahen im Ausschluss der deutschen Verurteilten vom französischen Amnestiegesetz eine »willkürliche Siegerjustiz« und in den Gefangenen »die letzten Opfer des verlorenen letzten Krieges« (S. 609).

Im dritten Teil geht die Autorin ausführlich auf die mangelnde strafrechtliche Verfolgung ein. Aus rechtlichen und politischen Gründen habe die westdeutsche Justiz, obgleich zwölf Ermittlungsverfahren eröffnet worden waren, keinen von den 76 noch lebenden Tatbeteiligten vor Gericht gestellt. In Ostberlin fand 1983 ein einziger Prozess gegen einen Beteiligten statt, wenngleich der SED-Staat von der Existenz dreier weiterer Mitglieder der Einheit wusste. Mit unerbittlicher Präzision zeigt die Autorin, wie schnell der moralische Anspruch von innenpolitischen Fragen, diplomatischen Beziehungen zu Frankreich und der Rivalität zwischen den beiden deutschen Staaten überlagert wurde.

Die im vierten Teil behandelten Entschädigungsleistungen führten 1960 zu Spannungen bei den Verhandlungen über ein westdeutsch-französisches Globalabkommen, später aber auch innerhalb Frankreichs bei der Verteilung der Pauschalzahlungen. Das Abkommen unterschied zwischen »rescapés«, Überlebenden, und all denen, die das Massaker von Oradour im Versteck oder durch Flucht überlebt hatten.

Der letzte Teil der Studie befasst sich mit den Versöhnungsgesten verschiedener Initiativen der Zivilgesellschaft und erklärt, warum Oradour-sur-Glane lange Zeit ein »non-lieu der deutsch-französischen Versöhnung« (S. 616) geblieben ist.

Letztendlich bietet das Buch *Oradour und die Deutschen* eine *histoire croisée* des Massakers von Oradour: Die Autorin lässt den lokalen Akteuren besondere Aufmerksamkeit zuteil werden, auf französischer Seite dem Hinterbliebenenverband und den Bürgermeistern, auf deutscher Seite deutschen Politikern im Bundesministerium der Justiz und seiner Zentralen Rechtsschutzstelle, im Kanzleramt, im Auswärtigen Amt und in den diplomatischen Vertretungen in Frankreich. Die Darstellung liefert vor allem juristische und justizielle Antworten auf die verschiedenen Interessen, die jedoch auch sozial- und kulturgeschichtliche Analysen erforderten hätten, um die Geschichte von Oradour umfassend zu kontextualisieren. Erkenbrechers Werk füllt eine Lücke, lädt aber auch dazu ein, neue Wege zu erkunden.

Fabien Théofilakis  
*Paris*

## Die Vernichtung der griechischen Juden



**Dimitrios Eleftherakis**

*Der Umgang mit dem Holocaust  
in der griechischen Erinnerungskultur  
1945–1989*

Berlin: Metropol Verlag, 2023, 221 S., € 22,–

Die Studie von Dimitrios Eleftherakis basiert auf seiner Dissertation, die er 2018 erfolgreich an der Ruhr-Universität Bochum verteidigte. Es ist eine große Tragödie, dass er am 10. November 2020 überraschend verstarb. Eleftherakis hatte sich einen Namen in der griechischen Literaturszene gemacht und war mit verschiedenen großen Preisen ausgezeichnet worden. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er in Deutschland. In dieser Zeit beschäftigte er sich intensiv mit der deutschen Besatzungszeit in Griechenland, insbesondere der Vernichtung der griechischen Juden. Sein Buch gehört bereits zur Standardliteratur sowohl in Deutschland als auch in Griechenland und wurde in einem Zeitraum verfasst, in dem die Beziehungen zwischen beiden Ländern einen neuen Tiefpunkt erreichten.

In den letzten Jahren rückte in Griechenland die Geschichte des Holocaust in den Mittelpunkt des akademischen und öffentlichen Interesses. Die Forschung befasst sich darüber hinaus auch mit der Nachkriegsgeschichte der jüdischen Gemeinden.

Das jüdische Leben war in Griechenland lange Zeit sehr vielfältig. Der Holocaust führte neben dem Massenmord an den griechischen Juden und ihrer Ausplünderung auch zur Auslöschung eines einzigartigen kulturellen und historischen Erbes. Die größte jüdische Gemeinde bestand 1941 in Thessaloniki. Von den 56.000 Mitgliedern, knapp ein Viertel der Gesamtbevölkerung der zweitgrößten griechischen Stadt, erlebten 96 Prozent das Ende der deutschen Besatzung nicht. Die Deportationen und der Massenmord gingen dort einher mit der Auslöschung aller materiellen Spuren der jahrhundertealten sephardischen Gemeinde aus dem Stadtbild. Der jüdische Friedhof mit seinen 500.000 Gräbern wurde dem Erdboden gleichgemacht, die Grabsteine jahrzehntelang als Baumaterial verwendet. Das Gemeindevermögen, einschließlich Immobilien und Geschäften, wurde geplündert oder durch den Einsatz von Treuhändern ausgebeutet. Von den etwa 72.000 Jüdinnen und Juden, die vor Kriegsbeginn in Griechenland gelebt hatten, fanden rund 59.000 in den deutschen Vernichtungslagern den Tod. Im Jahr 1945 lebten laut einer offiziellen Zählung des Joint Distribution Committee nur noch etwa 10.000 Juden in Griechenland.

Auch wenn Eleftherakis zufolge andere historische Themen in zeitgenössischen Diskursen neu interpretiert werden, bleiben der

Zweite Weltkrieg und der Holocaust im kollektiven Gedächtnis Griechenlands Ereignisse von eigenständiger historischer Bedeutung. Im Mittelpunkt seines Buchs steht die Analyse der verschiedenen Dynamiken individueller und kollektiver Erinnerungsbildung im Schatten sich überlagernder traumatischer Erfahrungen unter der nationalsozialistischen Besatzung. Diese blieb in Griechenland ein Tabuthema, bis sie in den 1980er Jahren schließlich in das Lehrangebot der Universitäten des Lands aufgenommen wurde. Das Schicksal der griechischen Jüdinnen und Juden fand aber keinen Eingang in das nationale Narrativ. Als in Westeuropa über den Holocaust diskutiert wurde, war man in Griechenland noch Jahrzehnte im Rückstand, weil die historische Forschung gerade erst begonnen hatte, sich mit dem Widerstand zu beschäftigen. Die Gründe für die verzögerte Aufarbeitung von Krieg und Holocaust sind historische und kulturelle Defizite, die durch den Bürgerkrieg (1946–1949) verursacht wurden. Die Überschrift »Griechenland erinnert sich endlich« im Newsletter des Simon-Wiesenthal-Zentrums bezieht sich auf das erst sehr spät errichtete Holocaust-Mahnmal in Thessaloniki und hat einen bitteren Unterton.<sup>1</sup>

Die jüdische Nachkriegsgeschichte ist unweigerlich mit dem Holocaust verbunden: Im Jahr 1945 bestanden die jüdischen Gemeinden in weiten Teilen Europas aus Überlebenden und waren geprägt von den katastrophalen Auswirkungen des Genozids und der vollständigen Ausplünderung auf ihre Organisation und Gemeinschaftsstrukturen. Viele der Geretteten waren nicht nur arbeits-, sondern auch obdachlos. Ohne humanitäre Hilfe wären die Mitglieder der jüdischen Gemeinden nicht in der Lage gewesen, ein neues Leben anzufangen. Die Überlebenden in Griechenland sahen sich mit zahlreichen Schwierigkeiten konfrontiert und waren stark von der Unterstützung internationaler Wohlfahrtsorganisationen, wie der United Nations Relief and Rehabilitation Administration, abhängig. Für jüdische Überlebende, die nach Kriegsende nach Griechenland zurückkehrten, war die Wiedergutmachung von existenzieller Bedeutung.

Eleftherakis zufolge fehlt es immer noch an einer zusammenfassenden Geschichte des Genozids an den griechischen Jüdinnen und Juden und der Nachkriegsgeschichte der jüdischen Gemeinden in Griechenland. In griechischen Schulbüchern sind fast keine Informationen darüber zu finden, und in der griechischen Öffentlichkeit wird erst seit einigen Jahren über das Thema diskutiert. Mit Dimitrios Eleftherakis' Buch liegt nun erstmals in deutscher Sprache eine Auseinandersetzung mit dem erinnerungskulturellen Umgang mit dem Holocaust in Griechenland vor.

Anna Maria Droumpouki  
München

<sup>1</sup> »Greece finally remembers«, in: *Response. The Wiesenthal Center World Report*, 19 (1998), H. 1, S. 7.

## Erzählen von Zwangsarbeit



**Roland Borchers**

*Auf der Suche nach Anerkennung.*

*Erinnerungen polnischer*

*NS-Zwangsarbeiter:innen*

Berlin: Metropol Verlag, 2023, 508 S., € 36,–

»Wir mussten gekennzeichnet sein. Das war sehr unangenehm, denn das waren vor allem wir [Polinnen und Polen]. [...] [W]ir trugen das »P«. [...] [N]ur wir waren extra gebrandmarkt.« (S. 187) Mit dieser eindrücklichen Beschreibung von Kazimiera Kosonowska belegt Roland Borchers eine seiner Hauptthesen. Er weist nach, dass polnische Zeitzeuginnen und Zeitzeugen das Tragen des »P« »als besondere Schande« (ebd.) erwähnen, wenn sie über Zwangsarbeit sprechen. Borchers schlussfolgert, dass »[d]er Fokus auf Repressionen [...] die wichtigste Erzählweise über Zwangsarbeit« (S. 195) ist. Das Zitat zeigt außerdem, dass Kosonowska die Betonung ihrer Nationalität wichtig ist, womit ein zweites wichtiges Erzählmotiv lebensgeschichtlicher Interviews mit polnischen Zeitzeuginnen und Zeitzeugen hervortritt. Mit diesen und weiteren Topoi setzt sich Roland Borchers in seiner Studie auseinander.

Die zitierte Kazimiera Kosonowska erzählte 2005 von ihrer Zeit als Zwangsarbeiterin in einer Berliner Gummifabrik (S. 423). Das lebensgeschichtliche Interview gehört zur Sammlung des International Forced Labour Documentation Project (IFLDP), das von der Stiftung Erinnerung, Verantwortung und Zukunft (EVZ) finanziert und vom Institut für Geschichte und Biographie der FernUniversität Hagen koordiniert wurde. Borchers greift auf diesen Quellenbestand zu, da er eine einzigartige Bandbreite von Interviews bietet, die vielfältige Formen von Zwangsarbeit beleuchten. Er wählte aus den 519 Interviews 72 für seine Studie aus.

Das Buch beginnt mit der Darstellung des aktuellen Forschungsstands zur Zwangsarbeit. Anschließend wird die Entwicklung der Erinnerungspolitik in Polen nach 1945 und der sie prägenden Bilder nachvollzogen. Borchers stellt eindrücklich dar, wie von Zwangsarbeit Betroffene aus den polnischen Erinnerungsdiskursen ausgeschlossen wurden. Diese Feststellung begründet er damit, dass ihre Erlebnisse dem martyrologisch-heroischen Selbstbild der polnischen Nation widersprechen (S. 111). Auch das Ausbleiben der Zwangsarbeitsentschädigung begünstigte diese Entwicklung (S. 84 f.). Erst die Gründung der Stiftung EVZ im Jahr 2000 und die von ihr koordinierten Kompensationszahlungen an ehemalige Zwangsarbeitskräfte führten zu einer gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Das von der

Stiftung finanzierte IFLDP trug zur Sichtbarkeit der Betroffenen im polnischen Erinnerungsdiskurs bei.

Die erinnerungspolitischen Topoi untersucht Borchers exemplarisch anhand einzelner Passagen in Zeitzeugengesprächen. Eindrücklich weist er nach, wie Motive der Erinnerungspolitik Eingang in individuelle Erzählungen finden und bestimmen, welcher Aspekt über Zwangsarbeit wie erzählt wird. Dies lässt sich am Beispiel des Bilds »Waggon« exemplarisch skizzieren. Borchers stellt fest, dass mithilfe dieses Bilds der Transport nach Deutschland beschrieben wird. Oft entfällt die konkrete Darstellung der Zugfahrt, denn die Erzählenden gehen davon aus, dass die Zuhörenden ein Bild vor Augen haben, wenn sie von »Waggon« sprechen. Damit gemeint ist ein Viehwaggon auf Bahngleisen, wie er in der Gedenkstätte Auschwitz-Birkenau zu sehen ist. Hierbei handelt es sich um ein Holocaust-Motiv, das auf den Transport ziviler polnischer Zwangsarbeitskräfte allerdings nicht zutrifft. Trotzdem nutzen es Zeitzeugen, weil sie von einer entsprechenden Erwartungshaltung ihres Gegenübers ausgehen (S. 269 f.).

Anschließend werden die Interviews in ihrer Gesamtheit untersucht, wodurch die Studie ihre Tiefe erhält. Borchers ordnet die Topoi in die gesamte Erzählung ein und zeigt mögliche Gründe für ihre Verwendung. Diese können in der Erzählsituation ebenso wie in den Biografien der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen liegen. Borchers arbeitet heraus, dass »[p]ersönliche und intime Themen [...] in der Regel nicht zur Sprache [kommen]. [...] Hier ist das Interviewsetting ein zentraler Faktor, denn die Interviews wurden von jungen Menschen geführt, oft gegenteiligen Geschlechts.« (S. 266)

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Studie Aufschluss darüber gibt, inwiefern sich die Genese der Erinnerungspolitik und die Entwicklung des polnischen Selbstverständnisses auf lebensgeschichtliche Interviews auswirkten. Borchers legt auch dar, dass gesellschaftliche Normen das Erzählen über Zwangsarbeit beeinflussen. Die Studie deutet außerdem Themen für weitere Auseinandersetzungen an, zum Beispiel mit Geschlechterrollen, aber auch mit lebensgeschichtlichen Interviews aus anderen nationalen Kontexten.

Katherine Lukat  
Wiesbaden

## Als wäre nichts geschehen?



**Birgit M. Körner**

*Israelische Satiren für ein westdeutsches Publikum. Ephraim Kishon, Friedrich Torberg und die Konstruktionen »jüdischen Humors« nach der Schoah*  
Berlin: Neofelis Verlag, 2024, 236 S., € 19,–

Der 1924 in Budapest als Ferenc Hoffmann geborene Schriftsteller Ephraim Kishon gehörte seit den 1960er Jahren in der Bundesrepublik zu den erfolgreichsten Autoren. Er führte Bestsellerlisten an und begeisterte sein Publikum mit unterhaltsamen Satiren. Dass seine Geschichten, die die Widrigkeiten des Alltags, den Kampf mit der unzählbaren Bürokratie, befremdliche Erlebnisse von Touristen und das Leben mit der »besten Ehefrau von allen« beschrieben, in Israel spielten, tat ihrer Beliebtheit dabei keinen Abbruch. Weltweit verkauften sich Kishons Bücher 43 Millionen Mal, 33 Millionen Exemplare davon in deutscher Sprache.

Kishons Erfolg ist oft erklärt worden mit der Harmlosigkeit seines Humors, der der deutschen Leserschaft eine Konfrontation mit der Geschichte der Judenverfolgung ersparte. Auch die Literaturwissenschaftlerin Birgit M. Körner sieht in Kishon eine vom westdeutschen Publikum konstruierte »Versöhnungsfigur, einen Israeli, mit dem man über Juden und Jüdinnen in Israel scheinbar gemeinsam lachen kann«. Der Autor selbst wollte den Deutschen keineswegs ein unpolitisches Entlastungsangebot machen und stand der ihm zugeschriebenen Rolle ambivalent gegenüber. Seinen kommerziellen Erfolg in der Bundesrepublik empfand er als Genugtuung und »Triumph über seine potenziellen Henker« (S. 211).

Wirklich offensiv schrieb und sprach Ephraim Kishon über sein Schicksal als Überlebender erst seit den 1990er Jahren, etwa in seiner Autobiografie *Nichts zu lachen* (1993). Doch bereits in älteren Texten finden sich Bezüge zur Geschichte des Holocaust, wie Körner zeigen kann. In der Groteske *Gibt es einen typisch israelischen Humor?* (1963) beispielsweise gerät ein Schriftsteller, der einen Vortrag bei einem Unterhaltungsabend halten soll, zuerst in die missliche Lage, dass ihn ein »eisernes Gittertor« am Zutritt zum Gebäude hindert, und alsbald in einen handgreiflichen Konflikt mit den israelischen Ordnern, die ihn als vermeintlichen Eindringling angreifen und denen er nur knapp entkommt. Schließlich taumelt er »blutverschmiert, aber ungebeugt« auf das Podium des Vortragssaals zu (S. 101). Körner sieht hier nicht nur begriffliche Bezüge zur Shoah (die Rede ist von einer »Ventilationsanlage« und einem »leblosen Körper«), sondern zieht auch Parallelen zur zeitgenössischen Debatte

in Israel über die Rolle jüdischer Kapos in den Konzentrations- und Vernichtungslagern sowie zur umstrittenen Deutung jüdischen Widerstands.

Körner rekonstruiert die Verfolgungsgeschichte Kishons und zeichnet ihn als Traumatisierten mit »psychischen Verletzungen« (S. 42), für den der Humor »Bewältigungsstrategie seiner Verfolgungserfahrung« (S. 17) war.

Maßgeblichen Anteil hatte der in Wien geborene und auch in Prag beheimatete jüdische Schriftsteller und Journalist Friedrich Torberg, der bis zu seinem Tod 1979 die Texte Kishons ins Deutsche brachte. Torberg, der kein Hebräisch sprach, fertigte anhand englischer Übersetzungen deutsche Fassungen an, die eher als »freie Übertragungen« gelten können. Während Kishon seinen Humor in der jüdischen Tradition der österreichisch-ungarischen Monarchie verortete, ging es Torberg auch in seinem eigenen literarischen Werk stets um das Weiterleben des »jüdischen Humors« (S. 50), der aber nach dem Holocaust kein »Humor der Opfer« mehr, sondern ein »israelische[r] Humor« der Wehrhaftigkeit sein sollte (S. 211). Wie Kishon und Torberg gemeinsam einem deutschen Publikum einen jüdischen Humor nach der Shoah vorlegten, darum geht es Birgit M. Körner vor allem. Torberg, so erklärt sie mehrfach, habe subtile Bezüge zum Holocaust in Kishons Texten verstärkt, explizite Thematisierungen aber vermieden und damit das deutsche Lesepublikum geschont.

In welchem Maße sich solche Bezüge in Kishons Texten fanden, in welchen thematischen Bezügen und zu welchen Zeiten, bleibt leider unklar. Auch wie Torbergs Übertragungen die Ursprungstexte veränderten, wird selten deutlich. Die Analyse der Rezeption Kishons in Westdeutschland, die Körner in einem letzten Kapitel vornimmt, bleibt in der verknüpften Form ebenfalls unbefriedigend. Grundlage sind neben einigen Pressestimmen vor allem Zuschriften, die Kishon in den Jahren 1979 und 1980 aus der Bundesrepublik erhielt und die Körner in der Wohnung Kishons bei Tel Aviv fand. Die zitierten Briefe setzen sich nicht mit dem Werk Kishons auseinander, sondern mit dessen öffentlich klar formulierter proisraelischer Haltung, mit Israel, dem Judentum sowie der Aussöhnung mit den Deutschen. Ob dies eine Briefauswahl Körners oder Kishons ist, bleibt unklar. Dass sich in den Briefen neben freundlicher Zustimmung sowie romantischen und politischen Bekenntnissen zu Israel auch kritische, antisemitische und wirre Zuschriften finden, ist zudem wenig überraschend.

Gerne folgt man Birgit M. Körners anregender Darstellung und zahlreichen interessanten Hinweisen. Umso mehr wünscht man sich eine weitergehende Kontextualisierung des Autors Kishon und seines Werks – literaturwissenschaftlich, literaturgeschichtlich und historisch.

Tobias Freimüller  
Fritz Bauer Institut

## Zur Bedeutung alter Allianzen



**Sebastian Lotto-Kusche**

*Der Völkermord an den Sinti und Roma und die Bundesrepublik. Der lange Weg zur Anerkennung 1949–1990*

Berlin: De Gruyter Oldenbourg, 2022, 264 S., € 24,95

Bis der nationalsozialistische Völkermord an den Sinti und Roma von der Bundesrepublik anerkannt wurde, dauerte es bis 1982. Sebastian Lotto-Kusche geht dieser Entwicklung von 1945 bis 1990 in seiner Dissertation nach und betrachtet die Gründe für diese Entwicklung. In seiner Studie zeichnet er den diskursiven Wandel, wie er dies nennt, vom »kriminalpräventiven« zum »genozidkritischen Denkstil« nach. Lotto-Kusche arbeitet heraus, dass 1945 bis in die frühen 1980er Jahre der »kriminalpräventive Denkstil« in Politik, Polizei und Gesellschaft Westdeutschlands dominant gewesen sei. Sinti und Roma seien nach diesem nicht als rassistisch Verfolgte erachtet, sondern als gesamte Minderheit kriminalisiert worden, was zu fortwährender polizeilicher Verfolgung geführt und ihre Anerkennung als NS-Opfer eingeschränkt oder ganz ausgeschlossen habe. In seiner Studie zieht Lotto-Kusche neues Archivmaterial unter anderem aus Bundesbehörden heran und kommt zu neuen Erkenntnissen bezüglich innerbehördlicher Aushandlungen.

Obwohl sich bereits 1946 Zeitzeugen und Zeitzeuginnen aus der Minderheit der Sinti und Roma öffentlich äußerten, war der Blick auf die Minderheit bis in die 1970er Jahre in Verwaltung und Öffentlichkeit geprägt von alten Vorurteilen, und die Stimmen der Überlebenden wurden kaum gehört. Sinti und Roma tauchten in Analysen des Nationalsozialismus als Opfergruppe kaum oder gar nicht auf. Der Völkermord an den Sinti und Roma wurde nicht als solcher anerkannt, sondern als »kriminalpräventive« Aktion gegen eine als deviant angesehene Minderheit legitimiert. Dies ging so weit, dass 1950 ein Richter die generelle Zeugenfähigkeit von Sinti und Roma infrage stellte und 1956 der Bundesgerichtshof in einem Grundsatzurteil ihre Anerkennung als NS-Opfergruppe einschränkte. Personelle Kontinuitäten auf der Täterseite sowie alte Allianzen stabilisierten diese Perspektive und verhinderten die Bestrafung von nationalsozialistischen Tätern und Täterinnen sowie eine Anerkennung der Opfer. Erste Gegenstimmen sowohl aus der Polizei als auch aus verschiedenen Bundesministerien meldeten sich zwar bereits Ende der 1950er Jahre, konnten sich jedoch nicht durchsetzen und wurden regelrecht bekämpft.

All dies ist nicht neu. Interessant an Lotto-Kusches Analyse ist jedoch der Blick auf einzelne Akteure, wie zum Beispiel auf Hermann

Arnold, welcher im Nationalsozialismus und in der Nachkriegszeit mit Robert Ritter und Eva Justin aus der einstigen Rassenhygienischen Forschungsstelle in Kontakt gestanden hatte, oder auf den Mitarbeiter des Bundesministeriums für Jugend, Familie und Gesundheit Karl-Heinz Kursawe und ihre Netzwerke. Hierbei zeigt Lotto-Kusche die Bedeutung des Generationenwechsels, welcher alte Allianzen schwächte und in den 1960er Jahren den »kriminalpräventiven Denkstil« erstmals ernsthaft herausfordern konnte. Neue diskursive Verhältnisse ermöglichten 1963 die Revision des skandalösen Grundsatzurteils des Bundesgerichtshofs. Auch entstand innerhalb der Bundesregierung erstes Interesse, welches zwar noch nicht die Selbstorganisationen der Sinti und Roma als legitime Vertretungen anerkannte, aber ab den 1970er Jahren dem Thema Aufmerksamkeit schenkte – wenn auch zunächst ohne konkrete Konsequenzen.

Es dauerte noch bis Ende der 1970er Jahre und bedurfte des starken Drucks durch Demonstrationen der Angehörigen der Selbstorganisationen, bis diese als Vertreter und Vertreterinnen ihrer Interessen gehört wurden und sich die Bundesregierung mit dem Thema ernsthafter befasste.

Die mit Archivmaterial aus Behörden gespickte Analyse zeigt Momente und Potenziale, die bereits zu einem sehr viel früheren Zeitpunkt den »kriminalpräventiven Denkstil« hätten herausfordern können. Dass dies nicht geschah, lag einerseits an gesellschaftlich tiefsitzenden Vorurteilen und am Desinteresse, sich eingehend mit dem Thema auseinanderzusetzen, andererseits an Akteuren, welche aktiv gegen eine gesellschaftliche Anerkennung von Sinti und Roma arbeiteten.

Interessant sind die frühen kritischen Stimmen gegen den dominierenden Diskurs, die sich schon in den 1950er Jahren in Polizei und Politik erhoben. Allerdings besteht in Lotte-Kusches Darstellung die Gefahr, dass diese zu sehr betont und als gesellschaftliche Entlastung missverstanden werden. Sie waren und sind bis heute Randphänomene, welche es selten in dominante und breitenwirksame Diskursräume schaffen. Der Blick auf eine diskursive Verschiebung darf nicht darüber hinwegtäuschen, dass sich in allen gesellschaftlichen Bereichen bis zum heutigen Tag die Zuschreibung von Kriminalität sowie Forderungen nach restriktiven kriminalpolitischen Maßnahmen gegen Sinti und Roma halten. Dies zeigt die Leipziger Autoritarismus-Studie<sup>1</sup> sehr eindrücklich. Eine solche gesellschaftliche Einordnung der Ergebnisse hätte in der Dissertation stärker herausgestellt werden können.

Ina Hammel

Offenbach

.....  
<sup>1</sup> Vgl. Oliver Decker u.a. (Hrsg.), *Autoritäre Dynamiken in unsicheren Zeiten. Neue Herausforderungen – alte Reaktionen?* Leipziger Autoritarismus Studie 2022, Gießen 2022, S. 72 f.

## Trauma verstehen lernen



### Sonja Knopp

*Zeugnisse erlittener Gewalt.*

*Die Shoah im Videointerview*

Göttingen: Wallstein Verlag, 2023, 469 S.,  
€ 34,–

Es war Dori Laub (1937–2018), der Psychoanalytiker und Mitgründer des Fortunoff Video Archive for Holocaust Testimonies, der 2003 in einer israelischen Psychiatrie Shmuel B. (1927–2008) interviewte.<sup>1</sup> Der 78-Jährige stammte wie Laub aus Rumänien, beide waren *child survivors*. Shmuel B. kam 1947 nach Palästina und nahm als Soldat am israelischen Unabhängigkeitskrieg teil. Im Jahr 1952 wies ihn sein Bruder in eine Psychiatrie ein, seitdem lebte er in der Welt der Anstalten, galt als »psychotisch«. Seine psychischen Wunden als Holocaust-Überlebender indes fanden erst Jahrzehnte später Berücksichtigung. Das Team um Dori Laub wollte anhand von insgesamt 26 *patient survivors* untersuchen, ob mit der *testimony method* therapeutische Erfolge bei Überlebenden der Shoah erzielt werden können.

Shmuel B. war im Juli 1941 als Zwölfjähriger mit seiner chassidischen Familie nach Transnistrien deportiert worden. In kurzer Folge erlebte er das Sterben von Mutter und Vater. Mit der brutalen Vertreibung aus der Geborgenheit von Familie, Kindheit und Glauben an Gott verlor er auch seine Stimme als Solist im synagogalen Chor. »When was the voice lost?«, fragte Laub. »Right now, here«, erwiderte Shmuel B. Das traumatische Erleben blieb lebenslang Gegenwart. Der Psychoanalytiker erhielt auf viele seiner oft insistierenden Fragen nur sehr knappe Reaktionen und charakterisierte das zweistündige Interview mit B. als »ohne Echo und Resonanz«; in B. gebe es »kein Subjekt«, das seine Erinnerung zusammenhalte.<sup>2</sup>

Indem sich die Historikerin Sonja Knopp dem ursprünglichen »medizinischen Datenmaterial« (S. 70) in ihrer Dissertation widmet, möchte sie darlegen, dass durch interdisziplinäre Verstehensarbeit der Selbstverlust von B., der sich im Interview zeigt, an den »erschütternden Kern der Holocausterfahrung« heranführt (S. 445). Mit ihrer Sekundäranalyse des videografierten Geschehens versucht sie,

»Unerhörtes«, »Unsichtbares« und »traumainduzierte Zeugenschaft« (S. 4, 113) für die geschichtswissenschaftliche Reflexion über erlittene Gewalt aufzuschließen – statt Stimmen wie die von B., was nicht selten geschieht, als »verrücktes« Sprechen abzutun.

In ihrer langen theoretisch-methodischen Hinführung betrachtet sie »Konzepte des psychischen Traumas« als »einen Schlüssel zum Verständnis der Geschichte des 20. Jahrhunderts« (S. 66). Neben der Inspiration aus der psychoanalytisch informierten Traumaforschung und aus der Literaturwissenschaft sieht sich die Historikerin »tief im phänomenologischen Denken verhaftet« (S. 172). Sie sensibilisiert für Fragen der Audiovisualität und Leiblichkeit im Videozeugnis, diskutiert bisherige Ansätze zu Erinnerungserzählungen, Autorschaft, Traum und Trauma, verzichtet jedoch leider auf eine vertiefte Auseinandersetzung mit Gewalttheorien und der Kritik an Traumakonzepten.

Im Hauptkapitel »Annäherungen an die Geschichte des Zeugen Shmuel B.« entwickelt Sonja Knopp anregende Deutungsangebote für Metaphern und Traumbilder, für das Fantastische und die Sprachlosigkeit in der scheinbar emotionslosen Performance. Mit Exkursen zur Regionalgeschichte der Shoah zeigt sie, wie das Reale der Gewalt auch in dieser fragmentierten Artikulation Ausdruck fand. Die besonderen Erkenntniswerte von Stimme und Klang, Dialogizität und Bildspur werden nachvollziehbar. Mit differenzierender Wiederholung und Durcharbeitung einzelner Interviewpassagen befördert sie das historische Begreifen von individueller Abspaltung und (Nicht-)Aneignung extremer Gewalt- und Leiderfahrungen.

Im Glauben an Konzepte der »sekundären Zeugenschaft« ist Sonja Knopp am Ende überzeugt, dass ihre »historiographische Quellenarbeit der Deutung und Akkreditierung selbst zum Akt des Bezeugens« wird (S. 445). Zielführender als solche Pathosformeln wäre die Problematisierung der Tatsache, dass Shmuel B. sich nicht in seiner Muttersprache zu erinnern versuchte und dass die Interpretin auf eine recht pragmatische englische Übersetzung aus dem Hebräischen angewiesen war. Für eine psychoanalytisch orientierte Videoanalyse wäre es angemessen gewesen, wenn die Forscherin sich selbst als historisches Subjekt reflektiert hätte.<sup>3</sup> Ein Sachregister und vor allem der Abdruck der *vollständigen* englischen Übersetzung des Interviews samt Knopps eigenen Ergänzungen zum Visuellen hätten mehr Transparenz hergestellt. Gleichwohl, ihre konkreten Plädoyers, bislang marginalisierten Interviewzeugnissen von Psychiatriepatientinnen und -patienten in der Holocaust-Forschung Geltung zu verschaffen, lohnen eine fortgesetzte interdisziplinäre Diskussion.

Axel Doßmann

Jena

1 Video und englische Übersetzung des am 2./3. April 2003 geführten Videointerviews sind mit Call Number »MS 1986« in der Beinecke Library der Yale University zu bestellen.

2 Dori Laub, »Discussion of Bodenstab, Knopp, and Hamburger«, in: *Contemporary Psychoanalysis*, 51 (2015), H. 2, S. 258–261.

3 S. aber ihre familien- und autobiografischen Reflexionen von 2015: Sonja Knopp, »My Own Transgenerational Relationship to the Holocaust and how it Shaped My Work«, in: Ebd., S. 282–288.

## Klassiker der Holocaust-Forschung



### Raul Hilberg

#### *Die Vernichtung der europäischen Juden*

Mit einem Vorwort von René Schlott und einem Nachwort von Christian Seeger  
Frankfurt am Main: S. Fischer, 2023,  
1.472 S., € 98,–

Der Historiker und Politologe Raul Hilberg (1926–2007), der 1939 mit seinen Eltern vor

der nationalsozialistischen Judenverfolgung aus Wien über Frankreich und Kuba in die USA hatte fliehen können, gilt heute als einer der Pioniere der Holocaust-Forschung: Vor mehr als 60 Jahren ist in einem kleinen Chicagoer Verlag seine monumentale Studie *The Destruction of the European Jews. A Documented Narrative History* erschienen (Quadrangle Books, 1961).

Sein Anspruch war es, in diesem Werk, welches auf seiner bei dem bereits 1933 aus Deutschland emigrierten Juristen und Politologen Franz L. Neumann an der Columbia University in New York entstandenen Dissertation basiert, den gesamten Prozess der Verfolgung und Vernichtung des europäischen Judentums im deutschen Herrschaftsgebiet im Zweiten Weltkrieg zu untersuchen. Wegweisend für die weitere Forschung war die von ihm beschriebene Abfolge der Etappen: Zunächst wurde definiert, wer als Jude zu gelten hatte, anschließend wurden die als Juden ausgemachten Menschen enteignet und konzentriert, schließlich deportiert und vernichtet.

Hilberg ging unter anderem von einer Prozesshaftigkeit der Ereignisse, einer Dezentralität des Mordgeschehens, welches zudem von einer Arbeitsteilung geprägt war, einer Ökonomisierung der Verbrechen und von der Passivität der Opfer aus (S. 20 f.). Er stützte sich hierbei grundlegend auf die deutschen Dokumente, die für das Internationale Militärtribunal gegen die Hauptkriegsverbrecher (1945/46) sowie die zwölf sogenannten Nachfolgeprozesse der US-Amerikaner gegen Vertreter der Funktionseliten des NS-Staats (1946–1949) herangezogen worden waren.

Nachdem er bereits in den USA lange nach einem Verlag hatte suchen müssen, der sich damit einverstanden erklärte, das rund 1.900 Seiten umfassende Manuskript vollständig als Buch herauszubringen, vergingen noch einmal mehr als 20 Jahre, bis auf Vermittlung des Publizisten Jörg Friedrich ein Berliner Kleinstverlag eine deutsche Übersetzung unter dem Titel *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust* veröffentlichte (Ole & Wolter, 1982). Breite, nun auch über Historikerkreise hinausreichende Bekanntheit gewann Hilbergs Werk in Deutschland aber erst mit der relativ günstigen dreibändigen Taschenbuchausgabe, die

Walter H. Pehle in der von ihm begründeten legendären »Schwarzen Reihe« des Fischer Verlags 1990 herausbrachte. Bei *The Destruction of the European Jews* handelt es sich nicht nur um Hilbergs Meister-, sondern auch um sein Lebenswerk: Er verbesserte und ergänzte es fortwährend vor allem anhand neu aufgefundener Quellen, aber auch aufgrund der neueren Forschungsliteratur. Im Vorwort zur letzten englischsprachigen Neuausgabe, welche Yale University Press 2003 veröffentlichte, hatte er erklärt, den Drang zu verspüren, »jedes Dokument zu untersuchen, überhaupt alles, was einen Hinweis auf etwas liefern konnte, worüber ich nachgedacht hatte« (S. 25).

Was lässt sich nun zur »ergänzten Neuausgabe« sagen, die der S. Fischer Verlag 2023 auf den Markt gebracht hat? Einer editorischen Anmerkung ist zu entnehmen, dass diese weitgehend auf der deutschsprachigen Erstausgabe von 1982 beruht. Neu aufgenommen wurden lediglich das knappe Kapitel »Nachbarn« (S. 1.166–1.175), in dem Hilberg auf die Reaktionen der nichtjüdischen Bevölkerung im deutsch-beherrschten Europa auf den Holocaust eingeht, Ergänzungen zum Abschnitt über die Wiedergutmachung, welcher nun auch die Auseinandersetzungen und Verhandlungen bis Anfang der 2000er Jahre umfasst (vor allem S. 1.334–1.352), sowie das aktualisierte Schlusskapitel der Ausgabe von 2003 mit Hilbergs Anmerkungen zum Völkermord der Hutu an den Tutsi in Ruanda im Jahr 1994 (S. 1.362–1.370). Das Buch wird abgerundet durch ein Vorwort von René Schlott, der überaus informativ und lesenswert in »Leben, Werk und Wirkung« von Hilberg einführt, und ein Nachwort von Christian Seeger, dem Übersetzer des Hauptteils des Texts für die deutsche Erstausgabe, der sich an deren Entstehungsgeschichte erinnert (S. 1.371–1.377). Schlott, einer der besten Kenner von Hilbergs Werk, erklärt einleitend, dass zwar in »manchen Detailfragen« mittlerweile neue Erkenntnisse vorlägen und »einige Sachverhalte« sich dadurch anders darstellten – aber überholt sei die Studie auch nach sechs Jahrzehnten nicht (S. 10).

Hilbergs Studie war ohne jeden Zweifel ein Meilenstein der Holocaust-Forschung. Diese hat aber in den 1990er Jahren, nicht zuletzt durch die Öffnung der Archive in Ostmittel- und Osteuropa, erheblich an Fahrt aufgenommen. Dass der S. Fischer Verlag der Neuausgabe des Buchs den Text der älteren deutschen Fassungen zugrunde gelegt und diese nur um die genannten Abschnitte sowie das Vor- und Nachwort ergänzt hat, ist daher bedauerlich. Die englische Ausgabe von 2003 enthält zahlreiche weitere Änderungen, Präzisierungen und Ergänzungen, die Hilberg im Vergleich zu den früheren Ausgaben vorgenommen hat, etwa zur »Arisierung« des Besitzes von Juden. Wer »den Hilberg« auf dem letzten Bearbeitungsstand zur Kenntnis nehmen möchte, muss daher weiterhin zur englischsprachigen Fassung des Buchs von 2003 greifen.

Jörg Osterloh  
Fritz Bauer Institut

## Sedimentierte Konflikte



**Ingrid Böhler, Karin Harrasser,  
Dirk Rupnow, Monika Sommer,  
Hilde Strobl (Hrsg.)**

*Ver/störende Orte. Zum Umgang mit  
NS-kontaminierten Gebäuden*

Wien, Berlin: Mandelbaum Verlag, 2024,  
259 S., € 25,—

Der vorliegende Band summiert Beiträge zweier Konferenzen, die jeweils gemeinsam von der Universität Innsbruck, der Kunstuniversität Linz und dem Haus der Geschichte Österreich (hdgö) im November 2021 ausgerichtet wurden. Dabei ging es um den Umgang mit durch den NS-Gebrauch »kontaminierten« Gebäuden, aber auch Denkmälern und historischen Räumen im weitesten Sinne, wie dem Weimarer Stadtraum oder dem Reichsparteitagsgelände in Nürnberg.

Die Konferenzen brachten Kuratoren, Sammlungsleiter, Fachwissenschaftler verschiedener Disziplinen, Künstler, Denkmalpfleger, Architekten und Aktivisten zusammen. Das Ergebnis ist ein Sammelband mit 18 Beiträgen, darunter sechs Gespräche beziehungsweise Interviews. Das Buch gliedert sich, neben einer Einleitung, in fünf Hauptabschnitte und enthält zahlreiche Schwarzweißfotos. Das Konzept des Buchs ist es, neben den jeweiligen Entstehungsgeschichten schwerpunktmäßig den nachkriegszeitlichen Umgang mit den Bauten darzustellen und den Wandel in der Erinnerungspolitik zu thematisieren (S. 9). Das gilt auch für das letzte Kapitel »Jenseits des Nationalsozialismus«, das zwei Beiträge enthält, die auf die baulichen Relikte des italienischen Faschismus in Bozen und das Tal der Gefallenen bei Madrid, das wohl umstrittenste Mahnmahl Spaniens aus der Zeit der Franco-Diktatur, sowie den jeweiligen Umgang damit blicken.

Im ersten, »Denkmalschutz versus Dekonstruktion« überschriebenen Hauptkapitel geht es um den scheinbaren Widerspruch zwischen beiden. Die Denkmalpflege betont den Substanzschutz der Gebäude – »Wir erhalten sie als Dokumente, oft kommentiert durch eine künstlerische Intervention« (S. 25) – und führt ihre veränderte Rolle auch auf die Rezeption von Forschungsergebnissen zum NS-Regime seit den 1990er Jahren zurück.

Das Kapitel »Öffentliche Gebäude in NS-Diktatur und Demokratie« enthält fünf Beispiele aus Österreich, die jeweils entstehungs- und rezeptionsgeschichtlich angelegt sind. Ein weiterer Hauptabschnitt – »(Un-)sichtbare NS-Bezüge in »Denkmälern« – besteht aus drei Fallbeispielen. In dem Beitrag zu Linz steht die Frage im Vordergrund, welche Denkmäler sich als NS-belastet bezeichnen lassen. In ihrem Fazit schlussfolgern die Autorinnen und Autoren, »Kontextualisierungstafeln sind ein schwacher Kompromiss«, denn

der ideologisch-politische Gehalt und die Ästhetik des Denkmals würden so nicht verändert (S. 205).

Einer der bekanntesten Orte ist der »Hitlerbalkon« in Wien, Schauplatz von Hitlers »Anschlussrede«. Der instruktive Beitrag »Ikone von NS-Propaganda und österreichischer Mitverantwortung« zeichnet die Rezeption und den Umgang damit nach. Eine Gegenaufladung, sprich eine Verbindung des Orts mit österreichischer Verantwortung, sei erst seit 1993 und dann seit der Eröffnung des hdgö 2018 am Ort erfolgt. Der Balkon ist nach wie vor für die Öffentlichkeit nicht zugänglich. Im Rahmen der erforderlichen Auseinandersetzungen konzipierte das hdgö eine Web-Ausstellung zum Mitmachen mit dem Titel »Der Balkon, eine Baustelle«. Dazu gab es zahlreiche Rückmeldungen, die die Sinnhaftigkeit dieses und ähnlicher partizipativer Projekte bestätigen (S. 132).

Ein weiteres Beispiel betrifft Braunau. Hier habe ein »breiterer Diskussionsprozess zwischen der Zivilbevölkerung, der Stadt und dem Bund« über den Umgang mit Hitlers Geburtshaus nicht stattgefunden, moniert der dortige Vorsitzende des Vereins für Zeitgeschichte, Florian Kotanko (S. 178). Der Vorschlag Hanno Loewys, Direktor des Jüdischen Museums Hohenems, im umgebauten Haus eine spezielle Bildungseinrichtung für Polizisten unterzubringen, fand seine Zustimmung, wurde vom Innenministerium jedoch zurückgewiesen.

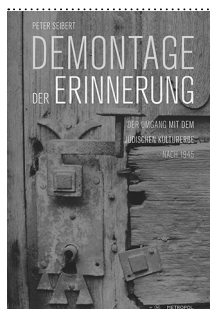
Ein eigener Beitrag beleuchtet die Nutzung des Reichsparteitagsgeländes in Nürnberg. Der architektonische Eingriff durch eine Pfahlkonstruktion aus Glas und Stahl, die die granitene Mauer der Kongresshalle durchbricht, wird in anderen Beiträgen mehrfach als gelungene Intervention bezeichnet. Dahinter stehe die Idee einer »symbolhaften Gegenarchitektur zum NS-Baustil« (S. 145). Über den immer noch kontrovers diskutierten Umgang mit dem Gelände hätte man gern mehr erfahren.

Mehrfach wird in den Beiträgen die Bedeutung der Vermittlungsarbeit betont. So ist etwa von der »kritisch-pädagogische[n] multidirektionale[n] Transformation des Ortes« (S. 247) die Rede, oder die Herausgeber plädieren dafür, »steinernen Zeugen der NS-Terrorherrschaft in Österreich und Deutschland eine deutlich aktivere Rolle bei der Aufklärung und Vermittlung über die NS-Verbrechen zuzubilligen als bisher« (S. 9). Jedoch haben sie auf eine geschichtsdidaktische Stimme dazu verzichtet. Am ehesten ist diese noch im Beitrag zu Bozen vernehmbar, in dem das Reframing von Denk- und Mahnmahl durch einen Lernort geschildert wird, durch den eine »Historisierung und Resemantisierung« des Orts statfinde (S. 254).

Die Geschichte der Auseinandersetzung ist an zahlreichen Orten keineswegs abgeschlossen. Wer sich über die Entstehungs- und Rezeptionsgeschichte (bis 2021) informieren möchte, ist mit dem Sammelband gut bedient.

Martin Liepach  
Fritz Bauer Institut

## Zerstörung jüdischer Kultur nach 1945



**Peter Seibert**

*Demontage der Erinnerung.*

*Der Umgang mit dem jüdischen*

*Kulturerbe nach 1945*

Berlin: Metropol Verlag, 2023, 400 S., € 26,–

Wir sind es gewohnt, dass die in der Zwischenkriegszeit bestehenden Synagogen,

Mikwen und jüdischen Gemeindehäuser aus den deutschen Stadtbildern verschwunden sind. Im Novemberpogrom 1938 waren auch kleine Orte von der Zerstörung nicht ausgenommen. Weniger bekannt ist, dass viele Gebäude nach der Plünderung und Entsakralisierung stehen geblieben sind. Jedoch zeigten die beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften kein Interesse an deren Instandhaltung. Dies ist das Thema von Peter Seiberts Studie über den Umgang mit den baulichen Überresten jüdischer Kultur nach 1945. Sie erschüttert in doppelter Weise: Zum einen führt sie vor Augen, wie flächendeckend jüdische Gemeinden vor 1933 bestanden. Zum anderen bezeugt sie die über 1945 hinaus fortgesetzte Gleichgültigkeit gegenüber den Menschen und ihren kulturellen Zeugnissen. Seibert geht es um »Kritik an einer Geringschätzung des jüdischen Kulturerbes in Deutschland« (S. 17), indem er minutiös nachvollzieht, durch welche Neunutzungen oder Abbrüche Synagogen und andere Bauten des jüdischen Kultus auch nach 1945 noch unsichtbar gemacht wurden oder gänzlich verschwanden. Er versteht sein Buch weniger als wissenschaftliche denn als politische Arbeit. So zieht sich der Ton der Empörung über den offenen oder latenten Antisemitismus, über Bereicherungsabsichten sowie über schlichte Gedankenlosigkeit durch den gesamten Text. Mit Aleida Assmann mahnt Seibert zum Erinnern der »normativen Vergangenheit« (S. 113) und verurteilt den nach dem Genozid folgenden Mnemozid (S. 31).

Seibert bettet die Auslöschung des Gedächtnisses an die Juden vor Ort nicht in den Kontext einer allgemeineren Erinnerungspolitik in der Bundesrepublik und der DDR ein. Andernfalls hätte er konstatieren müssen, dass nicht nur die Baulichkeiten, sondern die NS-Verbrechen insgesamt lange Zeit kein Thema in Forschung und Öffentlichkeit waren. Nur so kann er seine vielseitigen Beobachtungen immer wieder als eine Verweigerung der »Pflicht zum Erhalt oder zur Wiederherstellung der materiellen Zeugnisse der Opfer« (S. 85) brandmarken. Das führt nicht nur zu Wiederholungen, sondern zu einer durchgängigen Anklage. Das ist schade, denn die Studie bietet viele Einzelbeispiele, an denen unterschiedliche Haltungen

zu verschiedenen Zeiten in den beiden konkurrierenden Systemen sichtbar werden.

So überrascht das Beispiel der Synagoge in Dieburg, die 1929 im Stil der Neuen Sachlichkeit in einem von Fachwerk- und Barockbauten geprägten Stadtbild auffallen musste und dennoch die NS-Zeit überstand. Die Stadt hatte sie wegen nicht getilgter Kredite 1933 in ihren Besitz gebracht, was ihre Zerstörung im Novemberpogrom verhinderte. Über die Jahrzehnte nach Kriegsende wurde das Gebäude zwar überbaut, aber nicht zerstört. Die radikalste Veränderung, der Abriss nämlich, geschah erst 1988, in einer Zeit, in der andernorts Vereine für den Erhalt ehemaliger Synagogen kämpften.

Für Kassel werden die Symbole und Inschriften diskutiert, die das 1951 eingeweihte Denkmal für die Opfer des Nationalsozialismus tragen sollte. Es gefiel ein Entwurf, der nicht nur die gefallenen Soldaten, sondern auch die Widerstandskämpfer und schließlich die jüdischen Opfer integrierte, jedoch nicht von konkreten Verbrechen sprach. Ein Exkurs zu Bonn zeigt, wie ein Gedenken an die jüdischen Opfer des Holocaust und die Geschehnisse vor Ort in der westdeutschen Hauptstadt durch Überbauen des Standplatzes der ehemaligen Synagoge einerseits und durch Verhinderung eines zentralen Gedächtnisorts andererseits systematisch unterbunden wurde. Hier bringt Seibert in erhellender Weise den historischen Kontext in seine Betrachtung ein.

Der Fall der Neukonzeption des Gröbzigener Heimatmuseums zum Jahrestag des Novemberpogroms 1968 führt eines der wenigen Beispiele in der DDR an, jüdische Geschichte und Kultur ins Bewusstsein zu holen. Die von den Nationalsozialisten beschlagnahmte Synagoge war 1934 zum Heimatmuseum umgewandelt worden, das neue Konzept sah die Integration eines Teils zur jüdischen Geschichte und zum Holocaust vor. Er wurde nicht realisiert, jedoch weist diese Geschichte erstaunliche Parallelen zur Geschichte des Heimatmuseums von Schnaittach auf. Verliefen die erinnerungspolitischen Diskussionen in Ost und West doch synchroner, als man es vor dem Hintergrund der Systemkonkurrenz gemeinhin glaubt?

Darauf gibt die Studie von Seibert keine Antwort. Ihr Verdienst ist es aber, aufgrund der vielen Einzelfälle Fragen angeregt zu haben: Haben private Nutzer ehemaliger Synagogen früher und radikaler Hand an die Gebäude gelegt als kommunale oder staatliche? Gibt es Unterschiede im Umgang mit den Gebäuden zwischen den Großstädten und dem ländlichen Raum, zwischen DDR und Bundesrepublik? Und nicht zuletzt: Ist der Erhalt eines Gebäude(fragment)s immer einer anderen Form der Erinnerung vorzuziehen?

Eine nutzbringende Weiterführung des Projekts wäre der Aufbau einer frei zugänglichen Datenbank, in der auch die verfügbaren Quellen zu finden sind.

Katharina Rauschenberger

Fritz Bauer Institut

## »Baseballschlägerjahre«



**Till Kössler, Janosch Steuer (Hrsg.)**

*Brandspuren.*

*Das vereinte Deutschland und die rechte Gewalt der frühen 1990er-Jahre*

Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2023, 334 S., € 4,50

Bei dem Band handelt es sich um ein zeit-historisch perspektiviertes, dabei aber interdisziplinär gearbeitetes Standardwerk zur Geschichte rechter Gewalt in den frühen 1990er Jahren, den medial sogenannten Baseballschlägerjahren. Hervorgegangen aus Beiträgen zu einer von den Herausgebern organisierten Konferenz, zielt er auf die Historisierung einer Gewalteskalation, die bisher hauptsächlich im Journalismus sowie in der politik- und sozialwissenschaftlichen Begleitforschung untersucht wurde. Die Abstinenz der Zeitgeschichte ist aber nicht allein mit mangelndem Zeitabstand zu den Ereignissen zu erklären, sondern auch ein grundlegenderes Problem. Für die gesamte Nachkriegszeit liegen zeithistorische Forschungen zur radikalen Rechten oder zu rechter Gewalt allenfalls punktuell vor, was mit deren lang-jähriger Einschätzung als Randphänomen zusammenhängt.

Allein darum ist der Band zu begrüßen. Klug integrieren die beiden Herausgeber bisherige Expertisen. Zugleich betonen sie – nicht zuletzt, indem sie selbst als Autoren auftreten, neben der Einleitung stammen drei weitere Texte aus ihrer Feder – die Notwendigkeit einer genuin geschichtswissenschaftlichen Perspektive. Vorrangige Aufgabe der Zeitgeschichte sei es, so argumentieren sie, die zeitgenössische, polarisierte Debatte zu historisieren. Sie sei selbst »Teil der Geschichte der rechten Gewalt« (S. 25), fungierten die damals formulierten Positionen nach der Vereinigung doch zugleich als Argumente in der ostwestdeutschen Auseinandersetzung. Wie die Verantwortung für die Gewalt mal der einen, mal der anderen Seite zugeschoben wurde, zeigt die Rede vom »braunen Osten« ebenso wie die vom »rechten Westen«, der nun gen Osten exportiert worden sei. Was dabei unterging, war die Geschichte der Gewalt selbst, und auch die Opfer kamen kaum in den Blick.

In diesem Sinne präsentiert der Band einen Zwischenstand. Er lässt sich in zwei thematische Komplexe unterteilen, die sich den Erklärungen für die Gewalt und deren Auswirkungen widmen. Innerhalb dieser Ordnung erscheinen die Aufsätze eher in sich geschlossen als auf ein gemeinsames Forschungsgespräch bezogen. Auch der Neuigkeitswert variiert. Der Facettenreichtum der Beiträge im ersten Teil – von der »Asyldebatte«, radikalisierten Jugendkulturen und »akzeptierender Jugendarbeit« über den Wandel

und die Interaktionen der radikalen Rechten in Ost und West bis zur erhellenden Analyse der stets wie auf dem Rückzug wirkenden ostdeutschen Polizei – zeigt, dass ein derart komplexes Phänomen nur multikausal und mit vereinter Expertise erklärt werden kann. Immer wieder wird die bereits zum Konsens geronnene Einsicht formuliert, dass rechte Gewalt um 1990, so Barbara Manthe, »ohne Zweifel [...] ein gesamtdeutsches Phänomen« war, das über je spezifische Genesen in Ost und West verfügte. Wie die vielfältigen Transfers und wechselseitigen Radikalisierungen genau aussahen, werden laufende Forschungen empirisch nachzuweisen haben.

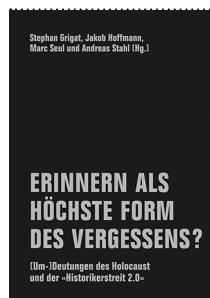
Der zweite Teil zu den Auswirkungen, der den gesellschaftlichen, politischen, aber auch den medialen »Brandspuren« dieser Gewaltzeit nachgeht – die internationale Presse diskutierte die Gewalt vor allem als deutsches Imageproblem, wie Andreas Wirsching zeigt –, liest sich durchweg gewinnbringend, weil diese Perspektive den größten Neuigkeitswert hat. Zeitgenössisch lag der Fokus kaum je auf den Betroffenen oder auf den gesellschaftlichen Reaktionen. Dafür heimsten die Täter viel Aufmerksamkeit ein, skandalträchtige Bilder von »Glatzen« waren omnipräsent; sie werden auch im Band illustrativ abgedruckt, statt nach Manier einer kritischen Visual History analysiert. Sich mit der Geschichte der Betroffenen zu beschäftigen, ist aber nicht nur moralisch geboten, sondern auch wissenschaftlich ertragreich, entwickelten sie doch vielfältige Formen des Umgangs mit Gewalt. Ihre von Carsta Langner und Stefan Zeppenfeld für Ost und West rekonstruierten Reaktionsweisen reichten von Selbstschutz und Selbstverteidigung bis hin zur Selbstorganisation, die ihnen gesellschaftliche Repräsentation und eine politische Stimme verlieh.

Auf dem Weg der Lektüre, die durch Fotos ehemaliger Tatorte samt dazu gehörenden »Gewaltminiaturen« eindrucksvoll unterbrochen wird, erhält man einen Eindruck davon, wie eine zeitgemäß perspektivierte, komplex erzählte Gesellschaftsgeschichte rechter Gewalt aussehen kann. Die dichte Empirie wird voraussichtlich in zahlreichen Forschungsarbeiten nachfolgen. In diesem Sinne markiert der Band ein Gelände, das gerade rekognosziert und neu vermessen wird.

Franka Maubach

Berlin/Jena

## Was zu erinnern wäre



**Stephan Grigat, Jakob Hoffmann,  
Marc Seul, Andreas Stahl (Hrsg.)**

*Erinnern als höchste Form des  
Vergessens? (Um-)Deutungen des  
Holocaust und der »Historikerstreit 2.0«*

Berlin: Verbrecher Verlag, 2023, 470 S., € 29,—

Angestoßen vom australischen Historiker  
A. Dirk Moses, wird seit einiger Zeit die

Frage nach der Singularität des Holocaust und damit verbunden die Ausrichtung der deutschen Erinnerungskultur kontrovers diskutiert. Moses stellt die Präzedenzlosigkeit des Holocaust infrage und wirft der deutschen Erinnerungslandschaft eine Fixierung auf dieses Verbrechen vor, die andere Genozide beharrlich ignoriere und eine Erweiterung des Blickwinkels auf Kolonialismus, Imperialismus und Rassismus verhindere. Der Holocaust sei schließlich ein genozidales Kolonialverbrechen unter vielen gewesen. Die Versuche der Nivellierung des Holocaust sind dabei nicht neu – vielmehr wird angeknüpft an den von konservativen Historikern ausgelösten Historikerstreit Ende der 1980er Jahre –, nur dass sie diesmal von einem sich als progressiv verstehenden Lager unternommen werden.

In der aktuell als »Historikerstreit 2.0« ausgetragenen Debatte ist der vorliegende Sammelband dagegen als Einspruch gegen die Gleichsetzung von Holocaust und Kolonialverbrechen zu verstehen. Die einzelnen im Band versammelten, allesamt lesenswerten Aufsätze reflektieren in diesem Sinne über beides: den Charakter des Holocaust und die sich daran anschließenden Probleme der Erinnerungskultur. Dabei werden »zwei Themenkomplexe stets implizit mitverhandelt [...]: zum einen die Frage des Verhältnisses zwischen Rassismus und Antisemitismus, zum anderen Positionierungen zum israelisch-palästinensischen Konflikt« (S. 13).

Mit seinen drei thematischen Kapiteln, die sich erstens dem konkreten historischen Ereignis und seiner Bedeutung, zweitens den (Um-)Deutungsversuchen der Vergangenheit und schließlich drittens der deutschen Erinnerungs- oder vielmehr Vergessenskultur widmen, ist der Band didaktisch sinnvoll aufgebaut.

So eröffnet Stephan Lehnstaedt mit einem Beitrag über die lange von Forschung und Öffentlichkeit verdrängte »Aktion Reinhardt«, die den Kern des Holocaust bildete, das erste Kapitel und holt somit das konkrete historische Ereignis als Ausgangspunkt der Auseinandersetzung, die sich in den letzten Jahren zunehmend vom eigentlichen Gegenstand wegbewegt hat, zurück ins Bewusstsein. Rolf Pohls instruktiver Aufsatz »Ganz normale Massenmörder?« kritisiert den Normalitätsbegriff in der neueren NS-Täterforschung, da er mit der

»Dimension des objektiv herrschenden Grauens« nicht vereinbar sei (S. 83), und plädiert dafür, »Normalität« und »Pathologie« nicht als Gegensatzpaar zu betrachten, sondern das Pathologische als im Normalen angelegt zu begreifen. So ist das »Absinken in die Barbarei [...] faktisch weder ein kollektiver Rückfall in vorzivilisierte Zeiten noch eine pathologische Regression des Individuums auf eine vorsoziale, primitive Stufe seiner Persönlichkeitsentwicklung, sondern vielmehr die Mobilisierung eines zum humanspezifischen und gesellschaftlich »Normalen« zählenden Potentials« (S. 74).

Yehuda Bauer betont im Gespräch mit Jakob Hoffmann die Präzedenzlosigkeit des Holocaust, die nicht etwa in der hohen Zahl der Opfer, sondern in der Motivation der Täter liege, jener antisemitischen Ideologie, in der sich rassenbiologische Pseudowissenschaft und Verschwörungserzählungen verschränkten, die sie zu dieser planvollen, systematischen und totalen Ermordung antrieb. Gleichzeitig widerspricht er einer damit vermeintlich einhergehenden Tabuisierung des Vergleichs.

Im zweiten Kapitel fasst Nicolas Berg zunächst noch einmal die verschiedenen Geschichtsdeutungen des Holocaust in der frühen Bundesrepublik zusammen, mit denen er sich bereits in seiner Dissertation in aller Ausführlichkeit auseinandergesetzt hat. Jan Gerber zeichnet die Gedächtnisgeschichte des Holocaust nach, während sich Ingo Elbe und Steffen Klävers mit der Genese der postkolonialen Theorieansätze beschäftigen. Hervorgehoben sei hier der Beitrag von Anja Thiele, der sich der ostdeutschen Gedenkpolitik widmet und anhand der Romane Peter Edels anschaulich zeigt, wie schmerzhaft das Schweigen über den Holocaust für die wenigen Jüdinnen und Juden der DDR war.

Das letzte Kapitel versammelt Beiträge zur Erinnerungsabwehr und zum Antisemitismus der Gegenwart: So widmet sich etwa Ljiljana Radonić der Marginalisierung der Erinnerung an den Holocaust in Ostmittel- und Südosteuropa, Lars Rensmann setzt sich kritisch mit der Jerusalem Declaration on Antisemitism auseinander und Elke Rajal zeigt, wie antisemitismuskritische Bildungsarbeit aussehen könnte.

Wie von den Herausgebern selbst in der Einleitung eingeräumt, fehlen im Band »historisch komparative Studien zu den tatsächlichen und behaupteten kolonialen Kontinuitäten von Nationalsozialismus und Holocaust« (S. 15). Dem Anliegen, die »Spezifik der Shoah, ihre Präzedenzlosigkeit, herauszuarbeiten und darzustellen« und »in die Debatte um die deutsche Erinnerungskultur« (S. 15) zu intervenieren, wird der Band dennoch mehr als gerecht.

Andrea Kirchner  
Fritz Bauer Institut